1,60 DM / Band 263
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Belgien F 35 / Frankreich F 5,- / Italien L 1100 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 2,- / Schweden kr 5,- i.m. / Spanien P 90



Das gläserne Grauen

John Sinclair Nr. 263

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 19.07.1983

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Das gläserne Grauen

Ich sah die beiden Scheinwerfer im Innenspiegel und wusste gleich, daß der Fahrer des Wagens hinter mir viel zu schnell fuhr. Und das bei regennasser Straße! So etwas konnte ins Auge gehen, deshalb schielte ich öfter als gewöhnlich in beide Spiegel. Plötzlich begannen die Lichter zu tanzen. Zudem holte der Verfolger schnell auf. Ich fuhr scharf links heran. Mein Bentley hatte schon genug abbekommen im Laufe der Zeit. Ich wollte nicht, daß so ein Idiot eine weitere Beule hineinfuhr.

Im nächsten Augenblick überholte der Fahrer. Ich konnte auch den Wagentyp erkennen, es war ein schneller Italiener, ein Lancia. Innerhalb der hochsprühenden Wasserfahne sah ich nicht nur unzählige Tropfen im Licht meiner Scheinwerfer blitzen, sondern auch eine dicke, aus dem Auspuff quellende Wolke. Entweder war die Person hinter dem Lenkrad lebensmüde oder verrückt. Vielleicht auch betrunken. Jedenfalls stellte dieser Typ eine Gefahr für alle anderen Autofahrer dar.

Ich blieb an seinen Hinterreifen kleben. Zu dieser nächtlichen Stunde herrschte kaum Betrieb. Ich war bei den Conollys gewesen und hatte mit ihnen einen gemütlichen Abend verbracht - ohne Alkohol.

Momentan führte mich mein Weg an der Themse entlang. Dieser Uferspazierweg war nur sehr schwach beleuchtet.

Nur hin und wieder stand ein gelbliches Auge in der Luft.

Plötzlich sah ich ein anderes Auge.

Ein totes!

Und es bewegte sich nicht weit vom Rand der Fahrbahn entfernt. In einem Bogen fuhr es von oben nach unten.

Ich kannte das Zeichen. Es war kein rotes Auge, sondern die Kelle eines Polizeibeamten.

Kontrolle!

Und der Lancia-Fahrer würde nicht daran vorbeikommen. Ebensowenig wie ich.

Ein schadenfrohes Lächeln umspielte meine Lippen. Sollte der Mann tatsächlich betrunken sein, würden es die Polizisten merken und entsprechende Maßnahmen ergreifen.

Ich senkte zugleich mit meinem Vordermann die Geschwindigkeit, als die Heckleuchten des Wagens vor mir aufglühten. Der Lancia rollte mit mäßiger Geschwindigkeit an den Straßenrand und wurde abgebremst.

Auch ich mußte stoppen, denn einer der Beamten trat hinter den Lancia und hielt mich an.

Ich ließ den Bentley ausrollen und wartete. Normalerweise ist es so, daß Polizisten, wenn sie Kontrollen durchführten, zu mehreren waren und dabei zwei Wagen gleichzeitig unter die Lupe nehmen konnten. Hier mußte ich warten, denn die Männer kümmerten sich erst einmal um den Lancia, mich ließen sie warten.

Ihr Polizeifahrzeug parkte versteckt hinter dichten Sträuchern auf einem Grünstreifen.

Hoffentlich dauerte die Kontrolle nicht zu lange. Ich hatte keine Lust, großartig zu warten. Mein Bett war mir lieber, und Urlaub hatte ich auch keinen.

Zwei Polizisten waren an den Lancia getreten. Was sie sagten, verstand ich natürlich nicht, allerdings durfte der Fahrer nicht in seinem Wagen sitzenbleiben, er mußte aussteigen.

Die Tür schwang nach außen.

Ein wenig schwerfällig, wie mir schien, verließ der Mann sein Auto. Er schwang zuerst die Beine heraus, hielt sich am Dach fest und zog sich regelrecht in die Höhe.

Dieses Aussteigen ließ darauf schließen, daß der Mann nicht mehr sicher auf den Beinen stand und einiges getrunken hatte. Da kam er den Polizisten gerade recht.

Sie schienen längst bemerkt zu haben, was mit dem Fahrer los war, denn sie faßten ihn unter. Aber das ließ sich der Mann nicht gefallen. Mit einer wütenden Bewegung riß er sich los und schrie die beiden Polizisten so laut an, daß ich alles verstand.

»Dämlicher Bulle«, war das harmloseste Schimpfwort.

Es war nicht die feine Art eines Gentleman. Was die Polizisten danach taten, gehörte sich auch nicht.

Sie packten den Mann, schleuderten ihn herum, und er fiel auf die Kühlerhaube seines Lancia.

Jetzt wurde ich mehr als aufmerksam. Alles, was recht ist, die Polizei steht manchmal unter großem Streß, ich kannte das von mir selbst, doch so zu reagieren, gehörte sich nicht. Das war wider alle Regeln. Jeder Bürger besaß seine freien Rechte, da konnte kein Polizist machen, was er wollte.

Ich stieg aus.

Eingreifen wollte ich nicht direkt, nur die Kollegen ein wenig auf ihr Benehmen hinweisen, doch ich hatte kaum die Tür aufgestoßen, als sich die beiden anderen Polizisten in Bewegung setzten und auf mich zukamen.

Einer mußte wohl mit einem Motorrad gefahren sein. Er hatte einen Helm auf. Das Sichtvisier war hochgeklappt.

Die beiden Männer bauten sich vor mir auf. Sie versperrten mir die Sicht auf ihre Kollegen und den Fahrer des Lancia, und der mit dem Helm erklärte in einem verdammt ruppigen Tonfall: »Sie sind noch nicht dran, Mister, verstanden?«

»Ja.« Ich lächelte, weil ich mich entschlossen hatte, nicht meinen Ausweis zu zeigen, denn ich wollte prüfen, wie sie mit mir umgingen.

»Dann steigen Sie wieder in Ihren Wagen.«

»Gleich«, erwiderte ich ruhig. »Ich will nur wissen, was mit ihm geschehen ist?«

»Mit wem?«

»Mit dem Mann, den Sie dort kontrollieren.«

»Das geht Sie nichts an!«

»Im Prinzip haben Sie recht, nur die Behandlung hat mir nicht gefallen.«

Ich trat einen Schritt zur Seite, um besser sehen zu können, doch sofort versperrte mir der helmlose Polizist die Sicht.

Trotzdem konnte ich etwas erkennen. Heftige Bewegungen, und ein Mann wurde weggeschleift.

Das durfte doch nicht wahr sein. Da schleppten tatsächlich zwei Polizisten einen Verkehrssünder ins Gebüsch. Jetzt hörte bei mir der Spaß auf. »Lassen Sie mich vorbei!« forderte ich.

»Nein!«

Ich wollte meinen Ausweis zeigen. Der Helmträger vor mir verstand

die Bewegung falsch.

Seine Faust kam wie ein Rammbock!

Ich war durch die beiden anderen Polizisten einigermaßen gewarnt und hatte auch diese während des Sprechens nicht aus den Augen gelassen.

Ganz konnte ich dem Schlag nicht ausweichen. Ich drehte mich noch ab, die Faust schrammte über meinen Hüftknochen, und ich fiel bis gegen meinen Bentley zurück.

»Reicht das?« wurde ich gefragt.

»Nein!« erwiderte ich hart. »Noch lange nicht.«

»Okay, dann weiter.« Der Helmträger erwies sich als Schläger übelster Sorte.

Er glaubte wirklich, leichtes Spiel mit mir zu haben. Als er seine Faust zum zweitenmal auf die Reise schickte, pendelte ich den Schlag aus und konterte. Mein Hieb traf ausgezeichnet, denn der Mann wurde gegen seinen Kollegen geschleudert.

Die beiden verloren für einen Moment die Übersicht. Daß sich jemand wehrte, damit hatten sie wohl nicht gerechnet. Natürlich waren sie nicht erledigt, denn sie rafften sich auf und kämpften weiter.

Es ist nicht einfach, gegen zwei Cops zu fighten. Sie kannten selbst alle Tricks. Außerdem war es mir einfach zu blöd. Die Situation hier war wirklich unsinnig. Da schlug ich mich mit Polizisten herum, wobei ich selbst dazugehörte.

Ein Wahnsinn…

Dennoch ein gefährlicher, denn der Helmträger fummelte nach seiner Dienstwaffe.

Jetzt war ich es leid. Bevor der Mann noch die Waffe ziehen konnte, hielt ich ihm meine Beretta entgegen, und ich schwenkte die Mündung auch, so daß sie zwischen den beiden Polizisten wechselte. »Hoch die Arme!« befahl ich.

Die Polizisten erstarrten. Einer sagte: »Das wird dir noch leid tun, mein Junge!«

»Glaube ich nicht«, erwiderte ich kalt. »Was Sie sich geleistet haben, reicht für eine Entlassung!«

Der Mann lachte hohl, und der Helmträger fing an zu grinsen. »Dazu wird es nicht kommen!« wurde mir gesagt, und die beiden ließen ihre Arme sinken.

Locker standen sie vor mir.

Ich stutzte. Nerven hatten die Burschen, das mußte man ihnen lassen.

Zudem grinsten sie breit, denn sie glaubten wohl, daß niemand so ohne weiteres auf einen Polizisten schoß.

Da hatten sie recht. Ich würde mich auch hüten, abzudrücken und sah mich tatsächlich in die Defensive gedrängt, trotz meiner

schußbereiten Pistole.

»Nun?« fragte der Helmträger und kam auf mich zu, wobei er seine Arme ausbreitete. »Jetzt machst du nichts, wie?«

Ich schaute ihn an. Es war nicht einfach, seine Augen zu erkennen. Sie wirkten auf mich wie Glaskugeln, so ohne Leben, starr und geradeaus gerichtet.

»Bleiben Sie stehen!« warnte ich.

Er schüttelte den Kopf.

Da sprang ich vor. Ich schlug mit dem Waffenlauf zu, traf seine Schulter, hörte das dumpfe Geräusch, und einen Augenblick später sackte der Mann zusammen.

Gleichzeitig mit dem Schlag vernahm ich ein seltsames Splittern, über das ich nicht weiter nachdachte, denn ich mußte mich um den zweiten Mann kümmern.

Er hatte mich schon erreicht und versuchte, mich mit beiden Armen zu umklammern.

Ich rammte meine rechte Faust vor.

Der Waffenlauf stieß hart in seinen Magen. Dicht oberhalb der Gürtelschnalle war der Polizist getroffen worden, und abermals hörte ich ein seltsames Knacken, während sich sein Gesicht verzerrte.

Er taumelte zurück.

Meine Linke explodierte an seinem Kinn.

Knirschen, das Verdrehen der Augen, und plötzlich sah ich an seinem Unterkiefer einen Riß. Da befand ich mich bereits im Sprung, schlug abermals zu, und der Mann drehte sich vor meinen Augen in die Knie, wobei er schwer zu Boden schlug und liegenblieb.

Das war's.

Mit einem Blick stellte ich fest, daß er mir nicht großartig gefährlich werden konnte, deshalb wandte ich mich seinem Kollegen, dem Helmträger, zu und wollte ihn gerade ansprechen, als mir das Wort im Halse steckenblieb.

Was ich da zu sehen bekam, war unglaublich.

Der Polizist hatte sich auf die linke Seite gedreht. Mit der rechten Hand hielt er sein linkes Gelenk umfaßt. Er stierte mich an, ich glaubte, ihn grinsen zu sehen, und im nächsten Augenblick zog er kurzerhand seinen Arm aus dem Ärmel der Uniformjacke…

***

Ein Alptraum? Eine Täuschung? Oder die Wahrheit?

Letzteres stimmte. Ich täuschte mich nicht, denn der Mann vor meinen Füßen hatte tatsächlich seinen Arm aus dem Ärmel der Jacke gezogen.

Das war doch nicht möglich!

Ich stand da und staunte. Vergessen war die Auseinandersetzung, ich

sah nur den Polizisten und seinen Arm. Allmählich wurde mir bewußt, daß ich es hier wohl nicht mit einem Menschen zu tun hatte, denn er nahm den Arm und schleuderte ihn weg.

Aus den Augenwinkeln beobachtete ich den Flug. Der Arm prallte gegen meinen Wagen. Es gab einen dumpfen Aufschlag, und noch in derselben Sekunde hörte ich das seltsame Knirschen. Dazwischen ein gläsernes Klirren.

Jetzt schaute ich genauer hin.

Er hatte es tatsächlich geschafft und seinen eigenen Arm zerstört, denn das, was da neben meinem Wagen lag, waren glasähnliche Splitter.

Ich bin wirklich nicht so leicht zu überraschen, das möchte ich mal vorwegnehmen. Aber was sich in dieser Zeit kurz nach Mitternacht meinen Augen bot, war mehr als unwahrscheinlich.

Das durfte nicht wahr sein. Innerhalb von Sekunden schossen mir die schrecklichsten Vermutungen durch den Kopf. Eins stand für mich dabei fest. Ich hatte es hier nicht mit normalen Menschen zu tun, sondern mit fremden Wesen.

Dämonen?

Möglich, es konnten aber auch, so unwahrscheinlich sich das anhörte, Gestalten von irgendeinem anderen Planeten sein, obwohl ich diese Möglichkeit erst einmal ausschloß.

Der Arm lag vor mir, ein Indiz, um das ich mich gern gekümmert hätte, allerdings nicht kümmern konnte, denn da war noch der zweite Polizist, der sich wieder erholte.

Noch kniete er, hatte den Kopf gesenkt und drehte ihn mir jetzt zu, wobei ich sein Gesicht und auch den Riß am Kinn sah.

Was sich in den nächsten Sekunden tat, fiel mir nicht leicht, aber ich mußte es probieren.

Mit dem Waffengriff schlug ich zu. Der Knauf wischte am Ohr des Mannes vorbei und traf die Schulter.

Diesmal achtete ich genau auf das Geräusch und zuckte zusammen, als ich abermals das Knirschen vernahm.

Ich hatte auf Glas geschlagen.

Der Mann kippte zur Seite. Er rollte dabei auf seinen verletzten Arm, und einige Stellen an ihm brachen und knirschten wie Glas, auf das man tritt.

Die Lage war so verrückt, so irre, das man sie kaum beschreiben kann.

Auch mir fehlten die Worte. Die anderen Fahrzeuge, die über die Straße wollten, huschten vorbei. Manchmal nur streiften die Lanzen ihrer Scheinwerfer uns, dann wurde es wieder dunkel.

Der Polizist lag vor mir. An der Stelle, wo der andere lag, hörte ich ein dumpfes Knurren. Ich warf einen kurzen Blick hin und nahm dem

Mann erst einmal die Waffe ab.

Danach kümmerte ich mich um seinen Kollegen.

Mit dem Kreuz.

Das hatte ich mir über den Kopf gestreift. Während ich auf ihn zuging, ließ ich das Kreuz fallen, behielt die Kette dabei zwischen zwei Fingern und vernahm den Aufprall, als mein Kreuz gegen das Gesicht des Polizisten prallte.

Es tat sich nichts.

Ich war enttäuscht, denn ich hatte damit gerechnet, daß sich die Glasmenschen, wenn ich sie mal so bezeichnen darf, auflösten oder zerschmelzen würden. Nichts tat sich. Mein Kreuz zeigte bei ihnen keinerlei Wirkung.

Allmählich wurde mir doch mulmig zumute. Ich zog das Kreuz wieder zurück und machte einen Schritt nach hinten. Dabei fielen mir die beiden anderen Polizisten ein, die den Fahrer des Lancia weggeschleppt hatten.

Himmel, was würden die mit dem Mann alles anstellen!

Der Schweiß brach mir aus, als ich darüber nachdachte. Mein Herz begann heftiger zu schlagen, aber was sollte ich machen? Ich konnte jetzt nicht hingehen und nach ihnen schauen, denn die beiden vor mir bildeten trotz ihrer Verletzung eine Gefahr.

Und der Polizist mit dem einen Arm erhob sich.

Mühsam stemmte er sich in die Höhe. Er stieß dabei ein drohendes Knurren aus und fixierte mich aus seinen kalten Augen.

Ich ließ das Kreuz verschwinden. Sollte ich es mit einer Kugel versuchen?

Bevor ich mich noch entscheiden konnte, vernahm ich den schrecklichen Angstschrei.

Der Lancia-Fahrer, dachte ich noch und rannte los!

***

Lilly Tonev gehörte zu den Menschen, die erst wenige Jahre in London lebten. Sie war mit ihren Eltern aus Bulgarien gekommen und hatte in England eine zweite Heimat gefunden.

Im Gegensatz zu den Älteren gewöhnte sie sich schnell an die Hektik des westlichen Lebens. Sie fand Freunde, ging auch zur Schule und holte einen höheren Abschluß nach, während sie am Abend in einem Kino als Mädchen für alles arbeitete.

Lilly gefiel es gut in London. An ihre alte Heimat dachte sie kaum noch, dafür an ihren neuen Freund, einen jungen Polizisten, den sie vor drei Monaten kennengelernt hatte.

Er hieß Tom Tiptree, kam aus Lancaster und wohnte ebenfalls noch nicht lange in London. In seiner Heimatstadt hatte er keine Chancen gesehen, so war er dann nach London gekommen und in den

Polizeidienst eingetreten.

Sofern es seine Zeit erlaubte, holte er seine Freundin ab, wenn die letzte Vorstellung vorbei war. Das Kino-Center lag am Rand von Soho, die Gegend war zwar nicht unbedingt als gefährlich zu bezeichnen, doch in der Nacht sieht vieles anders aus als am Tage.

An diesem Abend war es spät geworden. Der Film dauerte länger als gewöhnlich, zudem stimmte die Kasse nicht recht, und Lilly mußte noch einmal nachzählen.

Es war schon nach Mitternacht, als sie den Fehler endlich fand und sich aufstöhnend zurücksinken ließ. Sie nahm ihre Brille ab und drückte beide Finger gegen die Augen. Lilly fühlte sich erschöpft. Es war manchmal ganz schön hart, wie sie ihre Brötchen verdienen mußte. Sie hatte festgestellt, daß ihr auch in der Freien Welt niemand etwas schenkte und man nur durch harte Arbeit Erfolg haben konnte.

20 Jahre war Lilly alt. Ihr Haar war dunkel. Sie trug einen Mittelscheitel, dennoch fiel das Haar nicht glatt nach beiden Seiten weg, sondern widerspenstig als eine Kraushaarfrisur. Es stand ab wie die Borsten einer Bürste.

Wer Lilly anschaute, bemerkte zuerst diese wilde Haarflut und erst später das schmale Gesicht mit der kleinen Nase, die das Gestell der Brille nie richtig balancieren konnte. Lilly war auch nicht sehr groß, dafür schlank, und sie steckte voller Temperament.

Als es gegen die Glasscheibe ihres Büros klopfte, zuckte sie zusammen, drehte hastig den Kopf und schaute in das lächelnde Gesicht eines älteren Mannes.

Es war der Nachtwächter, der unter anderem auch dieses Kino-Center inspizierte.

Lilly winkte ihm zu.

Der Mann verstand und öffnete die Tür. Er war ein gemütlicher Typ, hatte bereits die Pensionsgrenze überschritten, war ziemlich breit und trug einen Kugelbauch vor sich her.

»Hey, Alvin«, sagte Lilly. »Ist es schon soweit?«

»Ja, Mädchen, ja. Daß ich dich hier treffe.« Er schüttelte den Kopf.

»Kann ich kaum fassen.«

»Wieso?«

»Es ist ziemlich spät. Holt dich dein Freund denn ab?«

Lilly nickte. »Tom wartet sicherlich schon. Haben Sie ihn gesehen, Alvin?«

»Nein. Aber ich bin schon vor einer Stunde hiergewesen. War nichts Gescheites im Fernsehen.«

Lilly Tonev stand auf und lachte. »Sie sollten öfter mal ins Kino gehen.«

»Das ist doch nur was für junge Menschen. Außerdem gefallen mir die meisten Filme nicht. Immer nur Horror und Action, nein, das ist

nichts für meinen Jahrgang.«

Lilly verteidigte den Film. »Es gibt auch andere. Der neue mit Dustin Hofman…«

Auf dem Gesicht des Nachwächters ging die Sonne auf. »Ja, den werde ich mir ansehen, wenn er hier läuft.«

»Ob wir ihn bekommen, weiß ich nicht.«

»Dann setz dich mal für mich ein.«

Lilly lächelte und griff nach ihrer gefütterten Jacke. »Ich werde es versuchen.«

Der Nachtwächter nickte. »Dann viel Spaß noch, ihr beiden. Und treibt es nicht zu toll.«

»Wo denken Sie hin, Alvin! Mein Freund ist bei der Polizei.«

»Das spielt keine Rolle. Wenn man jung ist, schlägt man oft über die Stränge.«

»War das bei Ihnen so?«

Da lachte der Mann und hob seinen Zeigefinger. »Ich verrate nichts, Mädchen. Jeder sollte seine Erfahrungen machen.«

»Wenn wir mal Zeit haben, erzählen Sie mir davon, ja? Vielleicht kann ich meinen Freund überraschen.«

»Werde mich hüten.«

Lilly Tonev verabschiedete sich mit einem kurzen Winken. Sie verließ den Raum, betrat die leere Halle, in der nur die Notbeleuchtung brannte, und sah rechts und links die beiden Treppen, die zu den kleineren Kinos führten.

Ihre Schritte hallten auf dem Steinboden, und sie hallten auch noch in der kleinen Passage wider, in dem das Kinozentrum lag. Rechts und links des Ganges befanden sich Geschäfte. Die Schaufenster waren erleuchtet, so daß man in der Passage selbst auf Licht verzichten konnte.

Tom Tiptree wartete nicht im Wagen, sondern stand vor einer Schaufensterscheibe. Als er die Schritte vernahm, drehte er sich um, schaute auf seine Uhr und lächelte trotzdem.

Nach dem Begrüßungskuß fragte er: »Hat aber heute verflixt lange gedauert.«

»Ja, entschuldige, aber ich mußte die Abrechnung noch einmal machen, weil ich mich verrechnet hatte.«

»Hast du denn noch Lust auf einen Schluck?« fragte er.

Lilly blieb stehen und schaute zu dem dunkelblonden Mann mit dem Oberlippenbart hoch. »Nein, Tom, jetzt nicht. Ich habe einfach keinen Bock mehr.«

»Okay.« Er legte seine Hand um ihre Schulter. »Dann fahren wir zu mir oder zu dir.«

»Zu mir. Aber setz mich nur ab.«

»He, was ist los mit dir?«

»Ich bin einfach zu kaputt.«

Tom lachte. »Ausnahmsweise erlaube ich es dir. Aber am Wochenende habe ich keinen Dienst, da…«

»Bleiben wir länger bei mir«, lachte das Mädchen. »Ich werde uns auch was kochen.«

»Was denn?«

»Etwas aus meiner alten Heimat.«

»Toll, da bin ich gespannt.«

Die beiden jungen Leute hatten die Passage längst verlassen und strebten einem kleinen Parkplatz zu, wo Tom Tiptree seinen Wagen abgestellt hatte.

Er fuhr einen gebrauchten Ford, der bereits einige Jahre auf dem Buckel hatte.

Lilly Tonev hatte im Stadtteil Pimlico eine Wohnung bekommen. Nicht weit vom Ufer der Themse entfernt, in einem Altbau und für relativ wenig Geld. Die Hauswirtin war eine ältere Frau, die fünf Zimmer an Alleinstehende vermietet hatte.

Allerdings mußten sich die Mieter auch ein Bad teilen, denn in den Zimmern gab es nur fließendes Wasser. Tagsüber wäre die Strecke von Soho nach Pimlico eine Tortur gewesen, in der Nacht kam man ziemlich gut durch, denn irgendwann mußte auch die Riesenstadt London einmal Atem holen.

Zwischen Green und St. James's Park sah Tom zu, daß er auf eine der breiten Nord-Süd-Verbindungen geriet, ließ den Buckingham Palace rechts liegen und fuhr auf der Buckingham Palace Road weiter, wo auch die großen Fluggesellschaften ihre Verwaltungsbauten hatten.

Sein Ziel war die Grosvenor Road, die dicht an der Themse entlangführte. In deren Nähe wohnte auch Lilly Tonev.

Die beiden sprachen über Gott und die Welt, während leichter Sprühregen aus den tiefhängenden Wolken fiel und die Straße mit einem nassen Film überzogen hatte.

Tom Tiptree hatte vor, Lilly Tonev in den nächsten Tagen mit seinen Eltern bekannt zu machen. Er war gespannt, wie Lilly darauf reagieren würde, und sie zeigte sich ein wenig verlegen.

»Muß das sein?«

»Ja, Darling, es muß.«

»Aber…«

»Kein aber. Du kommst mit nach Lancaster. Ich habe meine Eltern bereits verständigt. Sie freuen sich schon auf dich.«

»Hast du auch gesagt, woher ich stamme?«

Tim nickte heftig. »Sicher.«

»Und?« Lilly warf ihrem Freund einen gespannten Blick zu.

Der junge Polizist lächelte. »Nichts und. Ihnen ist es egal. Sie haben keine Vorurteile.«

»Das finde ich gut. Leider ist es nur zu selten.«

»Stimmt.«

Sie fuhren direkt auf die Grosvenor Road zu. In der Nähe des Flusses war die Sicht schlechter geworden, weil vom Wasser her Dunst aufstieg, der als feiner Nebel über die Straße kroch. Auch aus den Gullys dampfte es. Der Qualm drehte sich zu seltsamen Gebilden, als würden Geister unter den Deckeln stecken und ihren Atem ausstoßen.

»Du hast aber einen Umweg gemacht«, sagte Lilly plötzlich und lächelte dabei.

»Wieso?«

»Wir hätten auch von der anderen Seite kommen können.«

»Die drei Minuten.«

»Und an mich denkst du nicht?«

»Immer.«

»Ich meine an meine Müdigkeit.«

Er schüttelte den Kopf. »Ich will ja noch etwas von dir haben. Morgen beginnen zwei Tage Spätschicht, und wir können uns erst am Wochenende wieder sehen.«

»Um so größer ist die Vorfreude.«

»Kleine Sadistin. Das Herz eines verliebten Mannes so bluten zu lassen. Schlimm, wirklich.«

»Du wirst es überstehen.«

Sie fuhren inzwischen auf der Grosvenor Road weiter. Lilly wohnte nahe des St. Georges's Square, nicht weit von der Flußdampfer-Anlege-Stelle Pimlico Garden entfernt.

Der Verkehr hielt sich in Grenzen. Hin und wieder kamen ihnen Wagen entgegen. Sie wurden auch überholt, und Tom fuhr langsam, wobei er manchmal mit der linken Hand über den Körper des Mädchens strich.

»Polizisten sollen Vorbild sein«, erklärte Lilly.

»Aber keine verliebten.«

»Auch die.«

Da zuckte seine Hand zurück und er sagte: »Verdammt, was ist denn da passiert?«

»Wo?«

»Da vorn. Ich sehe einen Streifenwagen vor dem Gebüsch, einen Bentley und einen Lancia.«

»Weiß ich auch nicht.«

»Ich halte mal an.«

»Du bist nicht im Dienst, Tom, merke dir das!«

»Polizisten sind immer im Dienst, und da liegen sogar Kollegen auf der Erde.« Tom ließ sich nicht davon abhalten, die Lage auszukundschaften.

Er fuhr bis dicht an den Straßenrand und stoppte. »Bleib du sitzen«,

sagte er und stieg aus.

Lilly nickte. Ein Schwall kalter Luft traf sie, als Tom den Wagenschlag aufstieß und das Fahrzeug verließ. Er hatte ein sehr ungutes Gefühl. Was er sah, war nicht normal. Irgend etwas mußte mit seinen Kollegen passiert sein.

Tom sprang auf den Grünstreifen. Die Kollegen lagen in Nähe des Bentley. Das Licht des rechten Scheinwerfers streute bis zu diesem Platz, und die auf dem Boden liegenden Glassplitter glänzten wie zahlreiche Diamantsplitter.

Tom Tiptree kannte nicht jeden Kollegen persönlich, auch die beiden hatte er noch nie gesehen, er wunderte sich nur darüber, daß einer der beiden nur einen Arm besaß. Der linke Ärmel seiner Lederjacke schaukelte leer hin und her.

Tom bekam ein komisches Gefühl.

Er ging einige Schritte zur Seite und schaute seinen zweiten Kollegen an.

Der grinste.

Es war ein seltsames Grinsen. Irgendwie lauernd und abwartend. Über sein Gesicht fiel ein heller Lichtreflex, und Tom erkannte plötzlich den Riß in der Haut.

In der Breite eines Fingers klaffte er auseinander, wobei kein Blut aus der Wunde quoll.

Das war seltsam…

Trotzdem versuchte Tom, sich nichts anmerken zu lassen, und er fragte:

»Kann ich euch helfen, Kollegen?«

»Kollegen?«

»Ich gehöre selbst zu dem Verein. Was ist hier passiert?«

»Nichts, Junge, nichts. Wir fuhren nur eine kleine Kontrolle durch. Du kannst wieder gehen.«

Tom nahm als Gesetzeshüter seinen Job sehr ernst. Er hatte auch von seltsamen Nebengeschäften einiger Kollegen gehört, und wenn er sich diese beiden so ansah, dann konnte er fast mit großer Sicherheit behaupten, daß hier etwas nicht stimmte.

»Ich werde bleiben«, erwiderte er fest, »die Kollegen in der Zentrale…«

Er sprach nicht mehr weiter, denn der Einarmige war unhörbar hinter ihn getreten.

Er besaß noch seinen linken Arm.

Und mit dem schlug er zu.

Tom Tiptree spürte den fürchterlichen Hieb, der seinen Nacken traf. Das Gesicht des Kollegen vor ihm verschwamm zu einer breiigen Masse, bevor die Dunkelheit es aufsaugte, und er selbst in den tiefen Tunnel der Bewußtlosigkeit stürzte.

Er merkte nicht, daß er zu Boden prallte. Er sah auch nicht die beiden Kollegen, die ihn gefühllos anstarrten.

»Was machen wir mit ihm?« fragte der Einarmige.

»Mitnehmen!«

»Jetzt?«

»Ja. Wir können nicht hierbleiben. Es wird zu gefährlich.« Der Mann bückte sich schon und hob Tom Tiptree hoch. »Außerdem«, so grinste er, »brauchen wir immer Nachschub.«

»Das stimmt allerdings«, sagte sein Kollege. »Man soll das Ziel nie aus den Augen lassen.«

Wenig später fuhr ein Streifenwagen davon.

Auch die im Ford sitzende Lilly sah das Fahrzeug. Sie wunderte sich und rechnete damit, daß ihr Freund kommen würde. Daß er bewußtlos auf der Rückbank lag, konnte sie nicht einmal ahnen…

***

Ich kannte zwar die ungefähre Richtung, aus der der Schrei aufgeklungen war, aber in der Dunkelheit war es verflucht schwer, etwas zu finden. Ich rannte an dem Streifenwagen und dem Lancia vorbei, sah eine Buschgruppe vor mir und durchbrach sie. Wenn ich etwas retten wollte, mußte ich mich verdammt beeilen.

Rechts von mir zog sich ein Gitter hin. Hinter ihm lag, etwas abfallend, die Uferpromenade. Dort brannten einige Laternen. Sie gaben genügend Licht, und ich mußte feststellen, daß dieser Weg leer war. Von den beiden Polizisten und ihrem Opfer war weit und breit keine Spur.

Ich lief über einen feuchten Rasen. Buschgruppen nahmen mir einen Großteil der Sicht.

Schließlich blieb ich stehen.

Mein Herzschlag beruhigte sich allmählich, so daß ich mich auch auf die Geräusche meiner Umgebung konzentrieren konnte.

Das Rauschen des Flusses und der Wellenschlag am Ufer waren deutlich zu hören. Ebenso die vorbeifahrenden Autos.

Und ich hörte einen dumpfen Laut.

Genau vor mir.

Einen Atemzug später bewegte sich ein Schatten. Da wurden Zweige eines Busches geteilt, und ich sah mich einem Polizisten gegenüber. Er hatte mich im selben Moment entdeckt, blieb starr stehen und wirbelte dann herum.

Der Mann wollte weg.

Dazu ließ ich ihn nicht kommen. Er befand sich noch in der Drehung, als ich mich abstieß. Es war ein zielsicherer Sprung, und ich traf den Rücken des Beamten, als er sich halb gedreht hatte. Der Stoß beförderte ihn nicht nur nach vorn, sondern auch zu Boden. Wir

brachen in einen sperrigen Busch ein. Und plötzlich lag ich auf ihm.

Sofort begann der Kampf.

Wenn er tatsächlich zu den gläsernen Menschen oder ähnlichen Geschöpfen gehörte, konnte er sich erstaunlich gut bewegen. Er beherrschte zudem die gemeinen Tricks. Ein Stoß mit der Kniescheibe raubte mir für einen kurzen Moment die Luft. Die Zeit reichte ihm aus, um mich von sich wegzuwälzen. Dann sprang er auf die Füße, griff unter seine Uniformjacke und holte einen gläsernen Stab hervor, der etwa so dick wie zwei aneinandergelegte Finger war.

Damit wollte er zustechen. Ich kannte die Funktion dieses Stabes, den ich als Waffe einstufte, nicht, war mir aber sicher, daß er gefährlich werden konnte. Mit einer raschen Bewegung erwischte ich den Knöchel des Gegners.

Der Mann flog zurück. Sein Hieb verpuffte, wobei ich noch das pfeifende Geräusch vernahm, als der Stab dicht vor meinem Gesicht vorbeifuhr.

Jetzt lag der andere wieder flach.

Ich sprang auf.

Der Schatten kam von der Seite. Es war der zweite Beamte. Er erwischte mich an der Hüfte, ich fiel über seinen Kollegen, rollte hinweg und verwandelte den Sturz damit in eine Rolle, bevor ich mit einem glatten Satz wieder auf die Füße kam.

Mit einem Angriff hatte ich gerechnet, wurde enttäuscht, denn die Polizisten zogen die Flucht vor.

Die Dunkelheit und das Gelände kamen ihnen entgegen. Ich hörte das Knicken der Zweige, vernahm noch Schritte, dann waren die Uniformierten plötzlich weg. Normalerweise hätte ich mich an die Verfolgung gemacht, doch ich dachte an das verschleppte Opfer. Bevor nicht feststand, was mit dem Mann geschehen war, konnte ich alles andere vergessen.

Erst einmal mußte ich ihn finden.

Ich ging im Kreis und hatte schon wenig später Glück. Er lehnte am Stamm eines Baumes. Seine Umrisse sah ich, holte meine kleine Lampe hervor und leuchtete ihn an.

Mein Gesicht verzog sich. Denn was ich dort zu sehen bekam, war grauenhaft.

Die beiden Polizisten hatten auf schreckliche Art und Weise gewütet.

Vom Gesicht des Lancia-Fahrers war so gut wie nichts mehr zu erkennen…

***

Diesen Schock mußte ich erst einmal verdauen. Meine Hände zitterten, ein paarmal holte ich tief Luft, dann bückte ich mich und durchwühlte die Taschen des Mannes.

Ich fand Geld, Schlüssel, das Bild eines Mädchens und einen Ausweis.

Er steckte in der Brieftasche.

Im schmalen Lichtstreifen meiner Lampe buchstabierte ich den Namen des Toten.

Er hieß Eric Wade!

Die Brieftasche steckte ich wieder weg, den Ausweis behielt ich und schraubte mich in die Höhe.

Eric Wade!

Den Namen hatte ich schon gehört. In den letzten Wochen sogar des öfteren. Nur, in welchem Zusammenhang?

Ich dachte angestrengt nach, ging ein paar Schritte im Kreis, und plötzlich fiel es mir ein.

Natürlich, Eric Wade! Attorney Wade. Staatsanwalt. Ein Mann, der gegen Polizisten ermitteln sollte, die in schmutzige Geschäfte verwickelt waren.

Die Fälle hatten sich in letzter Zeit gehäuft. Da waren Razzien verraten worden, ein regelrechter Hehlerring flog auf, und man sprach auch hinter vorgehaltener Hand von intimen Verhältnissen zwischen Polizisten und Dirnen.

Natürlich war die Polizei zuverlässig und »sauber«. Aber schwarze Schafe gab es immer, und die waren zum Teil aufgeflogen, obwohl man nur von der Spitze eines Eisbergs redete. Zudem sollte jemand im Hintergrund mitmischen und die Aktion leiten, den ich gut kannte, und der zu meinen speziellen Freunden gehörte.

Logan Costello!

Mafiaboß, heimlicher Herrscher von London. King of Soho und so weiter. Der Mann, der die Fäden in den Händen hielt, denn nach seiner Pfeife tanzte die Unterwelt.

Eric Wade mußte ihm in die Quere gekommen sein, ohne zu wissen, dass Logan Costello einen schwarzmagischen Schutz besaß, denn er paktierte mit dämonischen Wesen.

Ich war mittlerweile zu der Überzeugung gekommen, daß es sich bei den Polizisten um dämonisch beeinflußte Kunstmenschen handelte. Vier hatte ich kennengelernt. Costello konnte sie nicht hergestellt oder geschickt haben, dazu war er nicht fähig.

Wer aber stand hinter ihm?

Ich ließ zahlreiche Dämonen vor meinem geistigen Auge Revue passieren, eine Antwort fiel mir nicht ein. Mit Wesen dieser Art hatte ich noch nie zu tun. Wäre Mr. Mondo, der Monstermacher, noch am Leben gewesen, hätte ich ihm die Schuld in die Schuhe geschoben, so aber sah die Sache ganz anders aus. Wahrscheinlich hatte es eine völlig neue Entwicklung gegeben.

Wie viele Polizisten waren noch verseucht?

Die Frage bereitete mir Angst.

Ich kannte die genaue Anzahl der Kollegen nicht, doch bei einer Hochrechnung konnte mir schwindlig werden. Mir fielen auch die beiden anderen wieder ein, die ich verletzt hatte, und mir brannte plötzlich die Zeit unter den Nägeln.

Hastig lief ich den Weg zurück und hatte noch nicht den Platz der Auseinandersetzung erreicht, als ich nur noch zwei Wagen dort parken sah. Den Lancia und meinen Bentley. Der Streifenwagen war verschwunden. Völlig natürlich, daß die beiden seltsamer Polizisten das Weite gesucht hatten.

Die Splitter entdeckte ich noch. Sie schienen mich höhnisch anzublinken Ich nahm einige von ihnen auf und steckte sie in eine kleine Plastiktüte Unser Labor sollte sie sofort untersuchen.

Noch in der sitzenden Haltung hörte ich die Schritte hinter mir. Ich driftete zur Seite weg, meine Hand raste zu Waffe, ich kreiselte herum und sah eine Person, die mir plötzlich gegenüberstand.

Es war ein junges Mädchen, dessen Gesicht kalkig weiß schimmerte. Sie hatte ihre Hand dorthin gepreßt, wo unter der Brust das Herz schlägt, und die Augen hinter der Brille waren weit aufgerissen.

Sofort steckte ich die Waffe wieder weg. »Sie können beruhigt sein«, sagte ich.

Sie unterbrach mich sofort. »Wer sind Sie?« Ihre Aussprache hatte einen harten Akzent. Ostblock, schloß ich daraus.

»Mein Name ist John Sinclair. Ich bin Oberinspektor bei Scotland Yard.«

»Auch Polizist?«

»Ja.«

»Tom Tiptree ebenfalls.«

Ich ging auf sie zu. »Wer ist das?«

»Mein Freund. Er und ich befanden uns auf dem Weg zu mir. Da hat Tom angehalten, weil er die Fahrzeuge hier stehen sah. Er stieg aus und kam nicht zurück. Haben Sie ihn gesehen?«

»Wie sah er denn aus?«

Sie beschrieb ihn mir, und ich konnte mit gutem Gewissen verneinen.

Trotzdem machte ich mir Sorgen. Wahrscheinlich hatte dieser Tom Tiptree seine eigenen Kollegen gestört und war ihnen voll in die Falle gelaufen.

»Haben Sie nicht gesehen, daß er vielleicht mit dem Streifenwagen weggefahren ist?«

»Nein.« Sie schaute dorthin, wo der Wagen stand. »Er fuhr zwar, doch ich konnte nicht erkennen, wer alles darin saß.«

»Darf ich Ihren Namen erfahren?« wechselte ich das Thema.

»Lilly Tonev!«

Ich atmete tief durch. »Gut, Lilly«, sagte ich. »Da ich Ihren Freund auch nicht gesehen habe, kann man davon ausgehen, daß er mit

seinen beiden Kollegen gefahren ist.«

Lilly schüttelte den Kopf. »Das verstehe ich nicht. Wie konnte er das? Tom würde so etwas nie tun.«

Freiwillig bestimmt nicht, fügte ich in Gedanken hinzu. Wahrscheinlich hat man ihn gezwungen. Mein Blick fiel auf das Gesicht des Mädchens. Es zeigte einen gequälten Ausdruck. Sie schien sich überflüssig vorzukommen. Am besten war, sie fuhr nach Hause.

»Wo wohnen Sie eigentlich?« fragte ich.

Mit leiser Stimme nannte sie die Adresse.

»Das ist nicht weit von hier. Ich bringe Sie hin.«

»Aber Tom…«

»Er wird bestimmt wieder auftauchen. Außerdem lasse ich ihn suchen. Einverstanden?«

Lilly Tonev schaute mich hoffnungsvoll an. »Ja, wenn Sie das machen würden…«

»Sicher.« Ich nahm ihren Arm und führte sie zum Wagen. Sie sprach kein Wort. Dann hörte ich, wie sie weinte. Da fuhren wir bereits an. Meine tröstenden Worte konnten sie nicht beruhigen, sie hob nur die schmalen Schultern, und sehr bald erreichten wir die schmale Straße, wo das Haus stand, in dem sie wohnte.

Es war ein alter Bau mit zahlreichen Fenstern. Beim Verabschieden versprach ich Lilly, alles zu tun, was in meiner Macht stand. Und das war nicht nur so dahingesagt.

Ich wartete noch, bis sie im Haus verschwunden war, und griff zum Telefon.

Zunächst alarmierte ich die Mordkommission. Danach und trotz der späten Stunde meinen Freund und Partner Suko. Ich holte ihn natürlich aus dem Schlaf, doch der Inspektor hatte keine schlechte Laune, auch wenn er gestört worden war.

»Schwing dich auf deine Harley und komm zur Grosvenor Road.« Ich legte ihm genau dar, wo er mich finden konnte.

Suko wollte nicht wissen, was geschehen war. Wenn ich in der Nacht anrief, dann brannte es.

Als ich fast wieder an derselben Stelle anhielt, waren die Kollegen noch nicht gekommen. Sie trafen allerdings nach einer halben Zigarettenlänge ein.

Den Chef kannte ich. Er mich auch, deshalb verzog er das Gesicht.

»Wieder eine Dämonenleiche?«

»Nein, diesmal ein Mensch. Machen Sie sich auf einiges gefaßt. Er hat einen schrecklichen Tod gefunden.«

Wenig später war die nähere Umgebung des Mordplatzes taghell erleuchtet. Die großen Standscheinwerfer warfen grelle Lichtinseln, und eine davon traf auch das Opfer.

»Mein Gott!« flüsterte der Kollege, »das ist wirklich ein Hammer.«

Der Arzt beugte sich über die Leiche, nachdem die ersten Aufnahmen gemacht worden waren.

»Können Sie schon etwas sagen, Doc?« fragte ich ihn nach der ersten flüchtigen Untersuchung.

»Nein.«

»John.« Suko sprach mich an. Er war ebenfalls eingetroffen. Gehört hatte ich ihn nicht.

Mit meinem Partner zog ich mich zurück und besprach mit ihm Einzelheiten. Er hörte geduldig zu und schaute nur ein wenig erstaunt, als ich ihm den kleinen Plastikbeutel mit den seltsamen Glassplittern überreichte.

»Was ist das?«

»Reste eines Arms«, erklärte ich. »Fahr du zum Labor, ich komme nach, weil ich das erste Ergebnis des Docs abwarten will.«

Suko war einverstanden. Ich hätte mir keinen besseren Boten wünschen können, und normale Polizeiarbeit gehört schließlich auch zu unseren Aufgaben.

Ich schaute Suko nach, wie er davonrauschte. Das Hecklicht der Harley verschwand allmählich in der Dunkelheit wie das glühende Auge eines Zyklopen.

Ich wandte mich wieder um.

Der Arzt kam mir schon entgegen. »Ich habe Sie gesucht, Sinclair«, erklärte er.

»Und?«

Er hob eine Hand, streckte sie vor und zog sie wieder zurück. »Also, hundertprozentig sicher bin ich mir nicht, das steht fest, aber nach meinen ersten Untersuchungen kann ich sagen, daß der Mann verbrannt worden ist.«

»Wie das? Können Sie es näher erklären?«

»Schlecht«, gab er zu. »Es ist so, Mr. Sinclair. Er muß mit einem schmalen Gegenstand angegriffen worden sein, der eine ungeheure Hitze entwickelt und dem Körper das Wasser entzogen hat. Der Mensch trocknet auf diese Weise aus, er verglast meinetwegen auch…«

»Verglasen?« fragte ich.

»Ja, mir ist keine bessere Definition dafür eingefallen«, erklärte er mir.

»Da haben Sie meines Erachtens sogar ziemlich richtig gelegen, Doc. Ich glaube auch an ein Verglasen.«

»Wieso?«

»Das ist leider noch nicht spruchreif. Sie bekommen jedoch von mir Bescheid. Vorerst bedanke ich mich für Ihre Angaben.«

»Wollten Sie mehr nicht wissen?«

Ich lächelte sparsam. »Nein.« Nach dieser knappen Antwort hatte ich

es ziemlich eilig, meinen Bentley zu erreichen. Dabei dachte ich auch an den verschwundenen Polizisten. Dieser Mann war von den Killern mitgenommen worden. Er hatte nur geringe Überlebenschancen, denn die andere Seite kannte keine Gnade. Sie hatte es zur Genüge bewiesen.

Ich fuhr sehr schnell, verzichtete auf mein Rotlicht, denn London war in dieser Nieselregennacht ziemlich leer.

Suko fand ich im Labor. Der Nachtportier gab mir diese Auskunft. Ich rauschte mit dem Lift in den Keller, und bereits auf dem Flur fand ich meinen Freund.

»Es ist gut, daß du kommst!« rief er. »Unsere Chemiker sind Hexer.«

»Was haben sie herausgefunden?«

»Die Analyse zeigt deutlich Elemente, die auf eine Glaszusammensetzung hindeuten…«

***

Er kroch über den kalten Boden und wußte nicht, wo er sich befand. In seinem Kopf explodierten die Schmerzen, den Mund hatte er weit aufgerissen, und ein schwaches Stöhnen drang über seine Lippen, während er die Beine anzog und sich zu einem Fragezeichen krümmte.

Noch nie zuvor hatte Tom Tiptree einen derart harten Schlag gegen den Schädel bekommen, und er kannte bisher auch nicht das schreckliche Erwachen danach.

Jedenfalls fühlte er sich hundeelend.

Als er in der Dunkelheit die Augen öffnete, hatte er zuerst geglaubt, blind zu sein. Bis er auf dem Boden einen sehr schwachen Lichtschimmer wahrnahm. Da sein Gehirn noch nicht richtig funktionierte, überlegte er lange, was dieser Schimmer bedeuten konnte, bis er an einen Türspalt dachte und dabei auch blieb.

Auf ihn kroch er zu.

Jede Bewegung bereitete ihm Mühe.

Bewegte er seine Arme, so spürte er die Schmerzen. Sie zuckten wie Blitze durch seinen Kopf, und er stöhnte immer wieder auf.

Zudem war ihm schlecht. Der Magen revoltierte, er schien immer höher zu steigen, und als er schließlich die Stelle erreichte, wo das graue Licht unter der Türritze hervorkroch, mußte er sich ausruhen.

Erschöpft blieb er in einer sitzenden Position und stützte sich mit der rechten Hand auf.

Auf seinem Körper klebte eine Schweißschicht. Tom dachte daran, was hinter ihm lag, und er konnte es nicht fassen, von seinen eigenen Kollegen überwältigt und verschleppt worden zu sein.

Welchen Grund konnten sie gehabt haben?

Er versuchte, sich auf dieses Thema zu konzentrieren, dachte an den überraschenden Angriff und auch an den einarmigen Polizisten. Der

durfte doch niemals im Außendienst bei der Polizei tätig sein.

Plötzlich glaubte er, die Lösung gefunden zu haben. Er hatte es nicht mit echten Polizisten zu tun gehabt, sondern mit Gangstern, die sich eine Polizeiuniform übergstreift hatten. So mußte es gewesen sein, eine andere Lösung konnte er sich nicht vorstellen.

Außerdem mußte er aus diesem verfluchten dunklen Raum. Vor der Tür lag er schon. Wenn er nun hochkam und die Klinke fand, vielleicht war nicht abgeschlossen…

Es fiel Tom Tiptree schwer, sich auf die Knie zu stemmen. Dann bekam er mühsam seinen rechten Arm in die Höhe. Mit der Innenfläche seiner Hand schleifte er am Holz entlang, und er fühlte plötzlich etwas Kaltes unter seinen Fingerspitzen.

Eine Klinke war es nicht. Die Rundung ließ eher auf einen Türknauf schließen, und den konnte Tom nicht bewegen, weil ihm die Kraft dazu fehlte.

Sie hatten die Tür verschlossen. Tom sackte wieder zurück, konnte sich nicht fangen und fiel lang auf den Boden. So blieb er erst einmal liegen.

Sein Schädel schien auseinanderfliegen zu wollen. Mit der Stirn berührte er die kalte Erde. Als er durch den offenen Mund atmete, bekam er Staub zwischen die Lippen und hörte es knirschen.

Und da fiel ihm Lilly ein!

Himmel, sie wußte ja nicht Bescheid. Man hatte ihn verschleppt, sie hatte im Wagen gesessen und nichts gesehen. Sein eigenes Schicksal erschien ihm in den nächsten Momenten zweitrangig. Jetzt ging es um Lilly und darum, daß er aus diesem verdammten Gefängnis so schnell wie möglich herauskam.

Er blieb für wenige Augenblicke liegen, konzentrierte sich, sammelte seine letzten Kräfte und begann zu schreien. Laut und gellend. Dabei trommelte er mit den Fäusten gegen die verschlossene Tür und hoffte darauf, daß die Echos seiner Schläge gehört wurden und sich etwas Positives für ihn ergab.

Es blieb still.

Zwangsläufig sackte Tom Tiptree wieder zusammen. Jetzt fand er nicht mehr die Kraft für einen erneuten Anlauf, und vor der Tür blieb er liegen.

Allmählich beruhigte sich auch sein Atem. Die Schmerzen aber blieben.

Tom stellte mit einemmal fest, daß es doch nicht so still war, wie er angenommen hatte.

Innerhalb des Raumes gab es fremde Geräusche.

Seltsam…

Ein Schmatzen war zu vernehmen, dazwischen ein leises Blubbern, als würden irgendwelche Blasen zerplatzen.

Kalt rann es über seinen Rücken. Er hatte Angst. Die Gänsehaut wollte einfach nicht weichen. Er schüttelte sich und lauschte dabei in die Richtung, aus der die seltsamen Geräusche gekommen waren.

Vor ihm…

Was befand sich dort?

Plopp! Abermals vernahm er das Platzen und andere Wasserspiele.

Tom Tiptree ärgerte sich plötzlich, daß er nie ein Feuerzeug oder Streichhölzer bei sich trug. Beides hätte er jetzt sehr gebrauchen können.

So aber mußte er in der Dunkelheit hockenbleiben.

Dann schmatzte es…

Er hielt den Atem an und stieß ihn erst wieder aus, als er den pitschenden Laut vernahm, als wäre ein Wassertropfen auf die Oberfläche gefallen.

Tom Tiptree kam nicht zurecht. Er konnte sich keinen Reim auf diese Laute machen und wurde dann abgelenkt, als hinter ihm jemand die Tür aufschloß.

Das Kratzen des Schlüssels tat in seinen Ohren weh. Er kam nicht schnell genug weg, und die aufstoßende Tür erfaßte ihn mit der Unterkante hart an der Körperseite.

Die Wucht war groß. Tom Tiptree rollte herum, kam auf dem Rücken zu liegen und blieb vorerst in dieser Haltung. Dabei verdrehte er die Augen und schielte nach oben.

Jetzt fiel mehr Licht in den Raum.

Er sah Beine.

Uniformbeine!

Polizisten kamen in sein Gefängnis. Aber nicht als Retter oder Befreier, sie wollten sicherlich das Gegenteil von dem, was er sich erhoffte. Zwei hatten ihn zuvor weggeschafft, nun waren es vier, die sein Gefängnis betraten.

Der letzte schloß die Tür. Bevor die Dunkelheit wieder über den Raum fallen konnte, schaltete einer das Licht ein.

Es war kein glosendes oder düsteres Licht, sondern ein knallhartes. So wie es nur von Leuchtstoffröhren abgegeben wird, und es strahlte den Raum bis in jeden Winkel aus.

Trotz seiner miesen Lage und der bohrenden Schmerzen schaute sich Tom Tiptree um. Er lag in einem Raum, den man auch mit dem Begriff Waschküche umschreiben konnte. Fliesen auf dem Boden, die Decke ebenso kahl wie die Wände.

Der Tür gegenüber stand ein Gefäß. Es war mit der Wand verbunden, erinnerte den jungen Mann an den Waschtrog seiner Großmutter, und er stellte sich vor, daß aus diesem Trog die seltsamen Geräusche geklungen waren.

Hineinsehen konnte er aus seiner liegenden Stellung nicht, wobei er

instinktiv ahnte, daß dort das Verderben lauerte.

Vielleicht auch für ihn.

Die vier Polizisten standen um ihn herum. Sie schauten auf ihn nieder.

Tom Tiptree wich den Blicken nicht aus. Die Uniformen, die diese Männer trugen, waren ihm so vertraut, von ihnen konnte keine Gefahr ausgehen, denn er hatte sich immer mit der Polizei identifiziert. Und jetzt sah alles anders aus. Das sollten plötzlich seine Feinde sein?

Nein, das wollte er nicht glauben!

Ihre Augen bewegten sich nicht. Zwei von ihnen hatte er an der Grosvenor Road gesehen, die anderen beiden waren ihm unbekannt. Aber ihre Augen besaßen den gleichen starren Blick wie die seiner bekannten Kollegen. Und da war auch der einarmige Kollege bei, der mit nur einem Arm überhaupt keinen Dienst tun durfte. Demnach stimmte bei den Polizisten einiges nicht.

Erst jetzt sah Tom den Riß im Gesicht des zweiten »Kollegen« richtig.

Normalerweise hätte er eine Wunde haben müssen. Blut war nicht zu sehen. Statt dessen schimmerte es an den Rändern der Haut kristallin.

Allmählich bekam er wieder Angst. Es war ein schleichendes Gefühl, das im Magen seinen Ursprung fand, sich ausbreitete und höherstieg.

Es kroch langsam in Richtung Kehle, beeinträchtigte seinen Atem, übte einen Druck auf sein Herz aus und ließ ihn schwindeln. Er wollte tief Luft holen, aber in seiner Kehle war plötzlich kein Platz mehr. Ein Band schien sie zugeschnürt zu haben.

Auf seiner Stirn bildete sich der Schweiß. Jeder Tropfen erzählte von der Angst.

»Wie heißt du?« wurde er gefragt.

»Tom Tiptree«, krächzte der junge Mann.

»Welche Abteilung?«

Er sagte den Bereich.

»Schutzpolizei also?«

»Ja.«

»Wie wir.« Das stellte der Einarmige fest und nickte.

Die anderen grinsten. Sie sprachen darüber, daß sie den Kollegen noch nie gesehen hatten.

»Aber ich gehöre wirklich zu euch!« schrie Tom plötzlich. »Ich bin ein Polizist.«

»Das glauben wir dir«, sagte wieder der Einarmige. »Trotzdem gehörst du noch nicht zu uns.«

»Was soll das heißen?«

»Du wirst erst zu uns gehören, wenn…«

»Nein!« schrie Tom. »Verdammt noch mal, ihr könnt mich nicht zu euren schmutzigen Geschäften zwingen.«

»Wie war das?« wurde er unterbrochen. »Schmutzige Geschäfte?«

»Ja!« keuchte Tiptree. »Man hört so einiges. Da müssen verdammt üble Dinge laufen, das kann ich dir sagen. Sie haben sogar eine Untersuchungskommission eingesetzt. Ich bin davon überzeugt…«

»Halt deinen Mund!« Er wurde unterbrochen. »Was da läuft, hat dich nicht zu interessieren. Außerdem kümmert uns nicht, was andere Kollegen machen, wir gehen unseren eigenen Weg. Wir haben den Kollegen nur geholfen, einen miesen Schnüffler auszuschalten. Diesen verfluchten Eric Wade.«

Tom erschrak. »Das ist doch der Staatsanwalt«, hauchte er.

»Er war es.«

»Habt ihr ihn…«

»Genau!« Der Einarmige grinste bissig. »Attorney Eric Wade weilt schon längst nicht mehr unter den Lebenden. Aber das ist zweitrangig.« Er nickte seinen Kollegen zu. »Los, schnappt ihn euch! Hoch mit ihm, er soll sehen, wie es ist, wenn er zu uns gehört.«

Die drei anderen lachten rauh. Dann bückten sie sich und streckten ihre Arme aus. Dies geschah fast provozierend langsam, und wieder schoß die Angst in dem jungen Polizisten hoch.

Er machte abwehrende Bewegungen, sah hinter den Armen die grinsenden Gesichter seiner Kollegen, und sie kamen ihm wie Todesfratzen vor.

Dünn wirkte ihre Haut, starr blickten die Augen, und als Tom die Berührungen der Hände spürte, da zuckte er nicht nur zusammen, sondern bäumte sich gleichzeitig auf.

Die anderen vier stürzten sich auf ihn. Er wollte schreien, hatte den Mund schon aufgerissen, als eine Hand zupackte und sich auf die Lipper legte.

So erstickte der Laut.

Tom wehrte sich.

Es war das verzweifelte Aufbäumen einer zu Tode geängstigten Kreatur.

Er wollte nicht so werden wie seine Kollegen, trat um sich und traf auch die Körper.

Dumpfe Geräusche erklangen, als er an seinen Füßen den Widerstand spürte. Dann glaubte er, etwas Knacken zu hören, als würde Glas brechen.

Er bekam Schläge mit, empfing Tritte, sein Gesicht verzerrte sich, und plötzlich drückten zwei so hart gegen seine Schultern, daß er die Arme nicht mehr bewegen konnte.

Flach blieb er liegen.

Er schrie.

Und sie ließen ihn schreien, denn hier hörte ihn niemand. Den anderen war es egal.

Im nächsten Augenblick bewiesen sie, mit welchen Kräften sie

ausgestattet waren. Die zugreifenden Hände erinnerten an Klammern, die den jungen Mann in die Höhe rissen. Als er über dem Boden schwebte, wurde seine Angst noch größer. Er warf den Körper von einer Seite auf die andere, trat um sich, doch gegen die Kräfte seiner Kollegen kam er nicht an.

Sie trugen ihn fort.

»Laßt mich los, ihr Hunde!« Tom schrie sich fast die Lungen aus dem Leib, es hatte keinen Sinn. Wen sie einmal hatten, den ließen sie nicht mehr aus den Klauen.

Durch die heftigen Schaukelbewegungen waren auch wieder die Schmerzen zurückgekehrt. Sie schossen durch seinen Schädel, wurden von der Gehirnplatte zurückgeworfen und waren wie Blitze, die seinen gesamten Kopf ausfüllten.

Er schluchzte. Für Sekunden wurde ihm schwarz vor Augen, so daß er fürchtete, wieder bewußtlos zu werden. Vielleicht war es sogar besser, wenn er die Besinnung verlor, dann konnte er das Grauen, das ihn erwartete, wenigstens nicht mehr sehen.

Die anderen kannten kein Pardon. Sie schleppten ihn auf die seltsame Wanne zu, deren Inhalt er bisher noch nicht zu Gesicht bekommen hatte.

Dann wuchteten sie ihn herum.

Im ersten Moment erschrak Tom, weil er glaubte, zu Boden zu fallen.

Die anderen griffen sofort nach und hatten ihn schließlich so, wie sie ihn haben wollten.

Er lag auf dem Bauch.

Sein Blick fiel nach unten. Er stierte auf den Boden, sah die glatte Fläche, die im nächsten Moment verschwand, als er auf den Rand des Bottichs blickte.

Dann schwebte er darüber.

Nun sah er zum erstenmal den Inhalt. Das Gluckern und Schmatzen hatte er bereits vorher vernommen. Er hatte sich keinen Reim darauf machen können - bis jetzt.

Seine Augen weiteten sich voller Entsetzen!

***

Großalarm!

Und das mitten in der Nacht. Aber es ging nicht anders. Auch unser Chef, Sir James Powell, war sofort in sein Büro gefahren, wo wir uns versammelten.

Wir, das waren Sir James, dann der Polizeichef, sein Stellvertreter und Hauptstaatsanwalt, der selbstverständlich über den Mord an Eric Wade informiert worden war.

Die Männer sahen blaß aus, als sie bei Sir James eintrafen. Ihre verkniffenen Gesichter spiegelten Beklemmung wider, die sie

empfanden, und sie begrüßten uns mit einem knappen Kopfnicken.

Während sie schon Platz genommen hatten, schloß ich die Tür. Zuvor hatte ich Sir James ins Bild gesetzt und ihn in all das eingeweiht, was ich in diesem Fall bisher erlebt hatte.

So brauchte ich wenigstens nicht zu reden, und der Superintendent übernahm das Wort.

Während er sprach, spürte ich die Müdigkeit, die allmählich in mir hochkroch. Die zweite Morgenstunde war inzwischen angebrochen, eine Zeit, wo bei mir der tote Punkt eintrat.

Fast wäre ich sogar eingeschlafen, hätte Suko, dem dies aufgefallen war, mich nicht angestoßen.

»Reiß dich zusammen, Alter!«

»Sorry, aber…«

Sir James warf mir einen bösen Blick zu und räusperte sich. Die anderen hatten nichts bemerkt.

Der Polizeichef und dessen Stellvertreter saßen da mit mürrischen Gesichtern. Sie hatten natürlich die Vorhaltungen genau verstanden, die Ihnen Sir James machte. Glashart war unser Chef auf die korrupten Polizisten zu sprechen gekommen. Er nahm kein Blatt vor den Mund, und die obersten Chefs schluckten hart.

Bis der Staatsanwalt fragte: »Hören Sie mal, Sir James. Was Sie hier erzählen, ist ja alles gut und schön, aber glauben Sie wirklich, daß Eric Wade wegen seiner Nachforschungen umgebracht worden ist?«

»Nennen Sie mir einen anderen Grund.«

»Unter Umständen haben wir es hier mit zwei verschiedenen Fällen zu tun«, bemerkte der Attorney.

»Wie kommen Sie darauf?«

»Sie haben uns von dem Untersuchungsbericht dankenswerterweise erzählt, und daran ist doch einiges seltsam, wenn ich das mal so salopp formulieren darf.«

»Inwiefern?«

»Der Untersuchungsbericht weist eindeutig darauf hin, daß wir es mit, sagen wir, nichtmenschlichen Personen zu tun haben. Oberinspektor Sinclair hat erlebt, wie sich einer der Männer selbst einen Arm abnahm. Da stimmt doch einiges nicht.«

Die Worte schwebten im Raum. Jeder wartete auf eine Erklärung und sofort wandten sich die Blicke der Männer mir zu.

»Im Prinzip haben Sie recht, Sir«, sagte ich. »Wenn man genauer darüber nachdenkt, kann man tatsächlich zu dem Entschluß gelangen, es mit zwei verschiedenen Fällen zu tun zu haben. Die Polizisten, die ich gesehen habe, waren nicht menschlich.«

Der Staatsanwalt kniff seine dunklen Augen halb zusammen. »Was waren sie dann?« fragte er lauernd.

Ich hob die Schultern. »Da bleibt nur eine Möglichkeit. Sie waren

oder sind Dämonen!«

Es war natürlich harter Stoff, den ich den Männern da zu verdauen gab.

Ich las es ihren Gesichtern ab, wie sie sich fühlten. Ziemlich mies, denn sie wurden blaß und schluckten auch.

»Kann ich mir nicht vorstellen«, lautete ein Kommentar.

Der Polizeipräsident sagte: »Wenn ich daran denke, daß es unter meinen Leuten Dämonen gibt, möchte ich am liebsten in Pension gehen.«

»Und die schwarzen Schafe noch hinzu«, schlug sein Stellvertreter in die offene Kerbe.

»Wenn das so ist«, sagte Sir James, wobei seine Augen hinter den dicken Brillengläsern kalt funkelten, »müssen wir mit einem Großangriff auf die Londoner Polizei rechnen. Vielleicht sogar von zwei Seiten, meine Herren. Der dämonischen…«

»Und zum anderen?« höhnte der Polizeichef, der allmählich rot anlief. Sir James schaute ihn an. »Zum zweiten von der Seite, die bestochen worden ist, wobei ich einen konkreten Verdacht habe.«

»Logan Costello!« sagte der Staatsanwalt.

»Genau!«

Das war auch meine Meinung. Costello war gefährlicher als sämtliche Klapperschlangen der Welt zusammen. Und er hatte mit den Kräften der Finsternis ein Bündnis geschlossen. Sie unterstützten ihn, er unterstützte sie. Meistens klappte die Zusammenarbeit ausgezeichnet, das hatten wir leider schon oft genug erlebt.

»An Costello kommen wir nur nicht heran«, sagte ich. »Leider. Oft genug haben wir es ja versucht. Ihm ist nichts zu beweisen, und der baut auf die Hilfe schwarzmagischer Mächte, wobei ich glaube, daß beide Fälle doch zusammenhängen. Ich habe vor Jahren erlebt, wie es ist, wenn sich dämonische Kräfte der Polizei bemächtigen. Schrecklich, sage ich Ihnen.«

»Wo war das?« fragte der Polizeichef sofort. »Hier?«

»Nein, in New York.«

»Ach so.«

»Winken Sie nicht ab, Sir. Was in New York passiert ist, kann sich hier auf ähnliche Weise wiederholen.«

»Dann müssen wir es stoppen!« Der Staatsanwalt schlug mit der Faust auf Sir James' Schreibtisch.

»Und wie?« fragte der Superintendent leise. »Wir wissen ja nicht einmal, wer alles dazugehört.«

»Sie nicht, ich schon.« Der Attorney lächelte spöttisch. »Zum Glück hat Eric Wade über seine Nachforschungen die entsprechenden Berichte angelegt. Namen sind zwar nicht genannt worden, aber die Spuren weisen eindeutig auf Polizeireviere hin, die in Soho liegen.

Dort muß es einige wenige Polizisten geben, die eng mit unseren Gegnern zusammenarbeiten und von ihnen bestochen worden sind.«

»Aber Konkretes wissen Sie nicht?« fragte Suko.

»Nein, er ist nicht mehr dazu gekommen. Ich hätte in den nächsten Tagen Namen erhalten, aber so…«

»Es bringt uns alles nicht weiter«, erklärte Suko. »Wir sind da in eine verfluchte Situation hineingeraten, weil wir nicht wissen, wen unsere Gegner alles unter Kontrolle haben. Es tut mir leid, daß ich so etwas feststellen muß.«

Da wußten die Chefs der Polizei auch nichts mehr zu sagen. Man sah ihnen an, wie intensiv sie über einen Ausweg nachdachten. Der oberste Boß strich durch sein graues Haar, er wühlte die Strähnen hoch, hob die Schultern, atmete ein paarmal tief durch und konnte dennoch keine Erklärung abgeben, denn er besaß keinerlei Fakten, an denen er ansetzen konnte.

»Die Frage stellt sich natürlich, wie wir weiteres Unheil vermeiden können«, sagte Sir James. »Haben Sie Vorschläge dazu, Gentlemen?«

»Wir müßten unsere Beamten überprüfen«, sagte der Vertreter des Polizeichefs, ein kleiner Mensch mit Halbglatze.

»Wie lange dauert das?« fragte ich.

»Na ja…«

»Also, zu lange.« Ich winkte ab, und der Mann bekam einen roten Kopf.

»Hoffentlich hat die Seuche nicht schon um sich gegriffen«, fuhr ich fort, »und sich an Logan Costello zu wenden, hat keinen Sinn. Dieser Mann ist verschlossen wie eine Auster. Aber es gibt unter Umständen eine andere Möglichkeit«, erklärte ich und sah die Blicke der Männer hoffnungsvoll auf mich gerichtet. »Der Fall in dieser Nacht oder der Mißerfolg werden sich herumgesprochen haben. Ich glaube kaum, daß sich die Polizisten, die bereits keine normalen Menschen mehr sind, in einigen Stunden zum Dienst melden werden. Darin liegt unter Umständen unsere Chance. Filtern Sie diese Personen heraus. Sie haben die entsprechenden Computer in den Personalabteilungen, die mit den Kleinrechnern in den Polizeidienststellen verbunden sind. Da müßte etwas zu machen sein.«

Der Staatsanwalt hatte mich starr angeschaut. »Ihr Vorschlag ist nicht schlecht,« sagte er schließlich. »Wir werden das auch überprüfen können. Aber mal was anderes, Mr. Sinclair. Sie haben doch zwei der Polizisten gesehen, wollen Sie nicht die Beschreibungen durchgeben, dann können wir unseren Computer abrufen. Sämtliche Mitarbeiter sind ja auch bildlich bei uns registriert.«

Ich lächelte und nickte. »Den Vorschlag hätte ich Ihnen sowieso unterbreitet.«

Der Attorney bekam eine etwas bessere Laune. »Dann haben wir

immerhin das Ende eines roten Fadens gefunden«, gab er zu und schaute die anderen an. »Was meinen Sie dazu, Gentlemen?«

Er bekam keine negative Kritik zu hören.

Nur der Polizeichef stöhnte auf, wobei er den Kopf schüttelte. »Wenn ich daran denke, daß nicht menschliche Polizisten in Streifenwagen durch London fahren, wird mir ganz anders. Glauben Sie?«

Da konnten wir ihn gut verstehen.

Sein Stellvertreter wandte sich an Suko und mich. »Haben Sie eigentlich schon einmal darüber nachgedacht, wie es zu dieser Verwandlung kommen konnte?«

»Natürlich.«

»Und?«

»Ich muß Sie enttäuschen«, sagte ich und hob die Schultern. »Eine Erklärung kann ich Ihnen noch nicht liefern. Allerdings hoffe ich, den Fall lösen zu können.«

»Das hoffen wir alle!«

Sir James erhob sich. Es war nur ein kurzes Gespräch gewesen, aber nicht erfolglos. Uns allen stand die Sorge in den Gesichtern geschrieben, und ich machte dem Polizeichef klar, daß ich mich sofort um die Identifizierung der Beamten kümmern wollte.

Er war damit einverstanden.

Da summte das Telefon. Sir James zuckte zusammen und verzog die Mundwinkel. Ich sah, wie er zögerte, nach dem Hörer zu greifen. Wir alle waren gespannt und rechneten auch mit einer Hiobsbotschaft. Schließlich nahm Sir James ab, meldete sich und sagte nach einer kurzen Pause: »Ja, verbinden Sie.«

Er bekam die Verbindung. Wir schauten ihn gespannt an, doch unser Chef gab sich einsilbig. Nur ein paar Worte sprach er, bis er mir zunickte und den Hörer rüberreichte. »Für Sie, John!«

Ich ging vor. »Wer ist es denn?«

»Eine Frau. Lilly heißt sie mit Vornamen.«

Während ich den Hörer aufnahm, sagte ich: »Das ist die Freundin des jungen Polizisten Tom Tiptree, der verschleppt worden ist.«

»Ja, Lilly, was gibt es denn?« fragte ich, als ich den Hörer an mein Ohr gehalten hatte.

Die Stimme klang weinerlich und auch ängstlich. »Mr. Sinclair, er ist noch nicht zurück.«

Ich sprach ein wenig beruhigend auf sie ein. »Nun ja, Lilly, so schnell geht das nicht. Es sind erst gut zwei Stunden vergangen. Warten Sie noch ab.«

»Nein, Sie kennen ihn nicht.« Das Mädchen schluchzte. »Tom Tiptree ist immer pünktlich. Er meldet sich auch, sobald er kann. Ich verstehe das nicht. Außerdem habe ich Angst. Was soll ich tun?«

»Bleiben Sie in Ihrer Wohnung und warten Sie erst einmal ab, Lilly.

Alles andere wird sich bestimmt ergeben. Okay?«

»Wohl ist mir nicht.«

»Das kann ich mir vorstellen, aber wir tun wirklich, was in unseren Kräften steht. Glauben Sie mir.«

»Ja, ja…«

»Ich werde mich wieder melden, Lilly, und…«

»Sir, Mr. Sinclair!« Sie schrie meinen Namen. »Da hat es geschellt, Sir. Ich glaube, das ist er.«

Bevor ich noch etwas sagen konnte, war die Verbindung zwischen uns unterbrochen. Sehr nachdenklich drückte auch ich den Hörer auf die Gabel zurück.

Die anderen merkten natürlich, daß mir etwas quer gelaufen war, und Sir James fragte: »Was ist geschehen?«

Ich erklärte es.

»Da müßten wir eigentlich hin«, sagte Suko. »Überlege mal, John. Wenn er das wirklich ist, haben wir einen Zeugen…«

»Natürlich.«

»Wie heißt das Mädchen?« fragte der Staatsanwalt.

»Lilly Tonev.«

»Rufen Sie noch mal zurück.«

»Das hatte ich vor, aber die Nummer.«

Sie suchten wir gemeinsam. Suko fand sie, Sir James wählte, und ich nahm den Hörer.

Die Spannung lag fast greifbar zwischen uns. Ich hatte den Hörer ein wenig vom Ohr abgehalten. Jeder der im Büro anwesenden Personen hörte das Freizeichen.

Niemand hob ab.

Tief atmete ich ein, als ich den Hörer wieder auf die Gabel legte. »Da ist etwas passiert«, murmelte ich. »Verdammt, das geht nicht mit rechten Dingen zu.«

»Wir müssen hin«, entschied Suko.

»Wir können auch einen Streifenwagen vorbeischicken«, sagte der Polizeichef.

»Nein, auf keinen Fall.« Ich schüttelte den Kopf. »Wissen Sie, wer alles noch ›sauber‹ ist?«

»Verdammt, da fängt es schon an.«

»Schwing dich auf deine Rakete, Alter,«, sagte ich zu meinem Freund. »Und schnall dir meinetwegen noch Flügel um. Ich muß mich um die Identifizierung kümmern und komme so rasch nach wie es geht. Alles klar?«

»Sicher«, sagte Suko und war verschwunden.

Ich nickte dem Polizeichef zu. »Gehen wir.«

Zurück blieb Sir James. Ich kannte ihn lange genug.

Und es hatte nur wenige Fälle gegeben, die bei ihm ein so besorgtes

Gesicht hinterließen…

***

Er starrte in das Bassin!

Hatten die Außenwände dieses viereckigen Bottichs dunkelgrau geschimmert, so sah er nun die widerliche Flüssigkeit, mit der das Bassin gefüllt war.

Sie war nicht weiß, auch nicht beige, sondern eine Mischung aus beidem.

Und sie sah aus wie heller Sirup, der eine dünne Haut bekam. Blasen schwebten erst wie Halbkugeln auf der Oberfläche und zerplatzten dann mit einem blubbernden Laut.

Ein paar Spritzer flogen jeweils in die Höhe. Danach fielen sie zurück und vereinigten sich mit der anderen Flüssigkeit.

Zu viert hielten sie den jungen Mann fest. Noch schwebte er über dem Bassin. Seine Gesichtszüge blieben wie eingemeißelt. Sie waren im panischen Schrecken erstarrt, die Augen quollen aus den Höhlen, und er hatte das Gefühl, einem schrecklichen Tod gegenüberzustehen, der bereits seine Klauenhände nach ihm ausstreckte.

Er starrte auf die Flüssigkeit.

War da nicht ein Gesicht zu sehen?

Tom Tiptree konnte nicht sicher sein. Sein Blick wurde verschleiert, dennoch nahm er an, innerhalb der Wanne eine schreckliche Fratze schimmern zu sehen.

Einen Mund, die Augen, sogar die Nase!

Und wieder schrie er. Er hatte Angst vor dieser Flüssigkeit, vor den aufsteigenden und zerplatzenden Blasen, und er spürte den Druck der Hände, die ihn festhielten.

Sie preßten ihn nach unten.

Die Stimme des Einarmigen sagte: »Jetzt wirst du gleich einer von uns sein!« Schauriges Gelächter folgte. Es schwang noch in der Luft, als ihn die Hände losließen.

Tom Tiptree fiel.

Ein kurzer, abgehackter Ruf des Schreckens drang aus seinem Mund, der jedoch verstummte, als er mit dem Kopf zuerst in die sirupartige Flüssigkeit hineinstieß.

Im nächsten Augenblick wurde auch sein Oberkörper überspült, und er schwamm in der Masse.

Die vier Polizisten traten zurück.

Nichts, kein Hauch von Gefühl zeichnete sich auf ihren Gesichtern ab.

Sie blieben glatt und ausdrucklos. Aber sie schauten zu, was mit Tom Tiptree geschah.

Eine Säure löste Gegenstände auf. Diese Flüssigkeit war keine Säure,

und trotzdem sahen die Männer ihren Kollegen nicht. Es schien so, als habe ihn ein gewaltiges Maul verschlungen. Nur am Brodeln und an der Anzahl der aufsteigenden und zerplatzenden Blasen war zu erkennen, daß etwas geschah.

»Es wird nicht lange dauern«, sagte der Mann mit dem Riß am Kinn.

Seine Kollegen schüttelten die Köpfe.

Und so warteten sie.

Minutenlang tat sich nichts. Sie gingen zurück, standen schweigend nebeneinander, bis einer von ihnen plötzlich seinen Kopf hob, denn er hatte etwas gehört.

Ein schleifendes Geräusch, als wäre mit einem harten Gegenstand über den Wannenrand gekratzt worden.

»Kommt er?«

Niemand gab Antwort auf die Frage. Jeder von ihnen schaute auf das Bassin.

Noch sahen sie nicht, sie hörten nur, wie Nägel über den Innenrand kratzten.

Dann erschien die Hand.

Es waren fünf Finger, die sich über den Wannenrand schoben. Fünf normale Finger. Sie klammerten sich fest, ein Ächzen drang an die Ohren der Männer, und dann erschien der Kopf ihres neuen Kollegen.

Ein normaler Kopf.

Nichts an ihm hatte sich verändert. Er sah so aus wie vor seinem magischen Bad.

Und er kletterte aus der Wanne.

Der Einarmige lächelte. »Willkommen in unserem Club«, sagte er.

»Fühle dich bei den Gorgosen wohl…«

Tom Tiptree nickte. Er schwang auch das linke Bein über den Bassinrand, blieb davor stehen, schaute sich um und sah auch den seltsamen Stab, den er in der Hand hielt.

»Das ist deine Waffe«, wurde ihm erklärt. »Behalte sie immer, denn sie schützt dich vor deinen Feinden.«

Er nickte.

»Wo willst du jetzt hin?« wurde er gefragt.

Mit normaler Stimme sagte er: »Ich habe noch einen Besuch zu machen. Meine Freundin wartet.«

»Gut, du kannst gehen. Aber vergiß nicht, auf dich wartet dein normaler Dienst bei der Polizei.«

»Sicher, daran denke ich immer.« Tom machte die ersten Schritte. Er ging völlig normal. Dennoch war ein Geräusch zu vernehmen, das an ein leichtes, gläsernes Knirschen erinnerte…

***

Lilly Tonev hatte sich fast die Augen ausgeweint. Sie war zwar keine

Hellseherin, aber sie glaubte fest daran, daß ihrem Freund etwas zugestoßen sein mußte.

Das Zimmer, eingerichtet mit den alten Möbeln der Vermieterin, kam ihr plötzlich kalt und leer vor. So unpersönlich, so karg, ohne Leben. Es lag ganz oben, die Wände waren schräg, und zwei Fenster unterbrachen das abfallende Dach.

Dann fiel ihr John Sinclair ein. Vielleicht wußte, er mehr oder konnte ihr helfen.

Sie rief ihn an, erfuhr nichts Neues und hörte plötzlich das Klingeln an der Wohnungstür.

Sofort legte sie auf. Ein freudiger Schreck durchzuckte sie. Wer um diese Zeit kam, der kannte sie, und es konnte eigentlich nur ihr Freund sein. Ins Haus gelangte man leicht. Die Tür unten schloß nicht richtig, sie sollte irgendwann repariert werden.

John Sinclair war ebenso vergessen wie der Hilferuf. Wenn tatsächlich Tom vor der Tür stand, dann…

Lilly konnte kaum weiterdenken. Sie war innerlich aufgewühlt, schob ihre verrutschte Brille hoch und lief hin, um zu öffnen. Ihre Hand lag bereits auf der Klinke, als es zum zweitenmal schellte. Trotz ihrer Erwartung zögerte sie noch und behielt die Kettensicherung bei. »Wer ist da?« fragte sie.

»Kannst du dir das nicht denken?«

»Tom!« Sie jubelte den Namen, der Arm schnellte hoch, sie löste die Kette, im nächsten Augenblick zog sie die Tür auf und breitete die Arme aus.

Tom stand vor ihr.

Er lächelte. Sein Oberlippenbart zuckte dabei. Es war ein Mienenspiel, das sie bei ihm kannte, und Tom zögerte auch nicht länger, sondern warf sich in ihre Arme.

»Großer Gott, Tom, daß ich dich wiederhabe!« Lilly stammelte die Worte, sie preßte den jungen Polizisten fest an sich, schluckte ein paarmal hart und ließ sich in das Zimmer hineinführen. Mit dem Fuß schob Tom die Tür ins Schloß.

Dann standen die beiden im Zimmer.

Lilly Tonev war so glücklich, daß sie ihren Freund überhaupt nicht loslassen wollte. Auch er streichelte ihr Haar und den Rücken. Allerdings bemerkte Lilly nicht, daß es mehr automatische Bewegungen waren. Sie verrieten kein echtes Gefühl, denn normal reagierte dieses Wesen mit dem Aussehen eines Menschen nicht mehr.

Sanft drückte Tom Tiptree seine Freundin von sich. Lilly konnte sich kaum beruhigen. Abgehackt holte sie Atem, rang die Hände und flüsterte:

»Du glaubst nicht, welche Angst ich um dich ausgestanden habe. Ich… ich… kann es dir nicht begreiflich machen. Wo hast du nur so

lange gesteckt?«
»Ich bin mit den Kollegen gefahren.«
»So plötzlich?«
»Ja, es mußte sein.«
»Was war denn los?«
»Darüber kann ich nicht reden.«
»Und warum nicht?«
»Amtsgeheimnis, meine Liebe.«
»Ach, Tom, bitte, sag es!«
»Nein.«
»Gut, dann nicht.« Lilly nickte und deutete auf einen Sessel mit grünen Polstern. »Willst du dich nicht setzen? Ich möchte dir etwas zu trinken anbieten. Du weißt, daß meine Mutter den Schnaps selbst brennt. Sie hat mir eine Flasche gebracht. Du solltest ihn unbedingt probieren…«
»Mal sehen.« Tom nickte und nahm Platz. Lilly blieb vor ihm stehen.
Sie lehnte sich gegen die Tischkante, ihr Gesichtsausdruck war noch immer freudig überrascht. Fast konnte sie es nicht begreifen, daß Tom endlich wieder vor ihr saß.
»Ich hole den Schnaps«, erklärte sie. Neben dem Waschbecken stand ein alter Schrank mit Doppeltür. In der rechten Hälfte hatte Lilly ihre Kleidung verstaut, die linke Hälfte wurde von allerlei Krimskrams in Beschlag genommen, unter anderem doppelte Filmposter, denn die anderen klebten überall an den Wänden. Im Schrank lagen auch Bücher über Stars, und sogar ein alter Projektor stand dort.
»Du hast deinen Schnaps aber gut versteckt«, sagte Tom.
»Ist auch nur für besondere Anlässe.«
»Und das hier ist einer?«
»Sicher.« Lilly hatte die Flasche endlich gefunden, stand auf und drehte sich um.
»Dann gib mal her«, forderte Tom.
»Ich hole nur zwei Gläser.«
Tom war überrascht. »Du trinkst auch einen?«
»Klar doch.«
Die Gläser standen auf einem kleinen Regal. Es hing unter einem E. T.-Poster an der Wand. Lilly stellte beides auf den ovalen Tisch mit der Häkeldecke und bedeutete ihrem Freund mit einer Handbewegung, einzuschenken.
»Gern«, sagte er und löste den Korken. Dabei mußte er Kraft aufwenden, und Lilly vernahm ein seltsames Geräusch.
Es hatte sich angehört wie das Knirschen von Glas. Das Mädchen war verwundert und blickte ihren Freund an.
»Ist was?« fragte Tom. Er zögerte noch damit, das erste Glas zu füllen.

»Nein, nein, nichts.« Sie lächelte etwas scheu.
»Doch, du hast was.«
Lilly setzte sich. Sie schaute ihren Freund an, und über den Tisch hinweg trafen sich ihre Blicke. Da sich der junge Polizist etwas vorgebeugt hatte und fast unter der Lampe saß, konnte das Mädchen sein Gesicht sehr deutlich sehen.
Es wirkte auf eine unbestimmte Art und Weise seltsam, sogar ein wenig abstoßend. Nicht der Ausdruck, sondern die Haut in seinem Gesicht. Sie hatte sich verändert, war vielleicht dünner geworden, als hätte sie jemand straffer gespannt.
Auch die Augen zeigten eine Veränderung. Das waren nicht mehr die Augen, die das Mädchen kannte, nein, so starr hatte ihr Freund sie noch nie angeschaut.
Komisch, dachte sie.
Tom Tiptree drehte die Flasche in seiner Hand und kippte die Öffnung dem Glas entgegen. Der Selbstgebrannte Schnaps gluckerte als dünnes Rinnsal aus dem Flaschenhals in das Wasserglas, und Lilly Tonev sagte plötzlich: »Ich habe mich übrigens mit der Polizei in Verbindung gesetzt.«
Eine explodierende Bombe hätte den Mann nicht schlimmer als diese Worte treffen können. Der rechte Arm des Polizisten, der die Flasche hielt, zuckte vor, und aus der Öffnung drang ein regelrechter Schwall, der natürlich nicht nur das Glas traf, sondern auch daneben auf die Decke floß und sie tränkte.
»Vorsicht!« rief das Mädchen viel zu spät und sprang auf.
Tom Tiptree stellte die Flasche aufrecht hin. Dann drückte er sich in die Höhe. »Was hast du da gesagt?« erkundigte er sich lauernd.
»Ich habe die Polizei angerufen!«
»Wen?«
»Einen Oberinspektor Sinclair. Ich traf ihn dort, wo du mich zurückgelassen hast. Da ist doch etwas passiert. Ich glaube, es war ein Mord. Ich habe die Leiche nicht gesehen, aber…« Sie verstummte, weil ihr Freund den Kopf schüttelte.
»Das war dumm von dir, Lilly.«
»Was? Der Anruf?«
»Genau der.«
Lillys Lächeln mißlang. »Ich weiß überhaupt nicht, weshalb du dich aufregst. Du bist doch selbst bei der Polizei. Sei froh, daß ich mir um dich Sorgen gemacht habe.«
»Das schon…«
»Dann verstehe ich dich wirklich nicht. Tut mir leid, Tom.«
Tiptree wiegte den Kopf. Er grinste dabei, schob die Gläser zur Seite und stand auf. Seine Hände stützte er auf die Tischplatte. Sein Blick bohrte sich in die Augen des Mädchens, das plötzlich ein gewisses

Unbehagen fühlte.
Zudem hatte sie dieses Geräusch wieder vernommen, das seltsame Knirschen…
»Tom!« flüsterte sie. »Was ist mit dir alles geschehen? Du bist so anders, so komisch.«
»So? Bin ich das?«
»Ja, Tom.«
Er atmete tief ein. Wenigstens hörte sich das pfeifende Geräusch so an.
»Du hättest diesen Sinclair nicht anrufen sollen«, sagte er leise und griff in die Tasche.
»Weshalb nicht?«
»Weil ich es nicht haben will. Keine Polizei.« Er nahm die Hand aus der Tasche und hielt plötzlich einen seltsamen Glasstab zwischen den Fingern.
»Tom, was redest du denn da?« Lilly Tonev konnte die Veränderung ihres Freundes noch immer nicht begreifen.
»Jetzt ist es zu spät, Lilly. Es darf keine Spur auf dich hinweisen, soll es keine Zeugen geben, und deshalb muß ich dich leider umbringen, Mädchen…«

***

Ich war mit zum Hauptquartier gefahren. Rotlicht und Sirene hatten wir eingeschaltet. Wie der Polizeichef wußte auch ich, daß es auf jede Sekunde ankommen konnte.
In London lag eine Zeitbombe, die jeden Augenblick explodieren konnte.
Wie fast überall auf der Welt lief auch bei uns keine polizeiliche Arbeit mehr ohne Computer ab. Zwar war es abenteuerlicher, so zu arbeiten wie der gute alte Sherlock Holmes, aber die Computer waren doch effektiver.
Und sie hatten auch mir schon oft genug geholfen.
Tag und Nacht waren die Abteilungen besetzt. Der Polizeichef gehörte zu den wenigen Personen, die Zugang zu sämtlichen Daten besaßen, auch zu den Personalinformationen.
Die Beschreibungen der infrage kommenden Personen bekam er von mir geliefert. Zusammen mit dem Schichtleiter gaben wir sie ein. Ich war gespannt, ob diese Angaben ausreichten. Leider hatte ich mir die Nummer des Streifenwagens nicht merken können, dann wäre es leicht gewesen, diejenigen zu finden, denen der Wagen als Dienstfahrzeug zur Verfügung stand.
Der Computer tat sein Bestes. Auf dem Sichtschirm flimmerten Buchstaben. Sie setzten sich zu Namen zusammen und schrieben sie gleichzeitig auf Endlos-Papier.

Schon bald konnten wir den Streifen abreißen. Nach einem kurzen Überfliegen schätzte ich die Anzahl auf ungefähr 100.

Das war noch zu verkraften.

In einem Rollarchiv befanden sich die Karteikarten der Mitarbeiter. Paßbilder steckten an jeder Karte.

Jetzt mußte ich suchen.

Eine halbe Stunde verging, ohne daß wir einen Erfolg verzeichnen konnten. Dann, als noch genau 22 Karten übrig waren, sagte ich »Stop«.

Das war der erste.

Ich sah einen Mann mit blonden Haaren und kantigen Gesichtszügen vor mir. Der Einarmige! dachte ich.

»Das ist James Webster«, erklärte mir der Polizeichef, während ich mir bereits die Adresse des Polizisten notierte.

Danach suchte ich weiter und hatte nur wenig später erneut Glück. Ich fand auch den zweiten.

Er war drei Jahre jünger als Webster und hieß Brian Bellamy.

Ich atmete tief aus. »Ja«, sagte ich, »das sind die beiden Polizisten, Sir.«

Der Polizeichef schaute mich scharf an. »Okay, Mr. Sinclair, die holen wir uns.«

»Davon würde ich abraten.«

»Wollen Sie die laufenlassen?«

»Nein, aber ich will wissen, wer dahintersteckt. Lassen Sie mich allein fahren. Wenn sich mein Partner Suko meldet, geben Sie ihm bitte die Adresse. Wie ich gesehen habe, wohnen die beiden sogar im selben Haus.«

Der Polizeichef überlegte einen Moment. Dann grinste er. »Ich kenne Sie und Ihre Vollmachten, Sinclair. Außerdem habe ich genug von Ihnen gehört. All right, ich vertraue Ihnen. Fahren Sie also!«

»Danke, Sir.«

»Und noch etwas, Sinclair. Räumen Sie mit dieser verfluchten Plage auf, wenn es geht.«

»Ich werde mich bemühen.«

Mein Wagen parkte hinter dem Gebäude. Wir waren mit zwei Autos hingefahren. Als ich den Bau verließ, begann es zu regnen. Leichter Nieselregen fiel auf London nieder.

Die beiden Beamten wohnten, von uns aus gesehen, jenseits der Themse, im Stadtteil Lambeth, nahe des Archbishop's Park. Diese Grünfläche liegt nicht weit von der Themse entfernt, vom St. Thomas Hospital nur durch die Lambeth Palace Road getrennt.

Ich nahm die Westminster Bridge über den Fluß. London präsentierte sich fast ausgestorben. Die Stadt lag in einer irgendwie unnatürlichen Ruhe. Ich kam vorzüglich durch, rauschte über die Brücke und hielt

mich links, um in die Lambeth Palace Road einzubiegen. Schon bald sah ich auf der ebenfalls linken Seite die Lichter des Krankenhauses schimmern und erreichte auch den Park. In ihn führten Stichstraßen hinein, die zu den drei großen Hochhäusern führten. In einem von ihnen wohnten die Polizisten James Webster und Brian Bellamy.

Die Bauten waren in den Park integriert worden. Ich fand einen großen Parkplatz, der noch zahlreiche Lücken aufwies, und stellte meinen Bentley dort ab.

Ich wußte noch nicht, wie ich reagieren würde, wenn ich den beiden gegenüberstand, hoffte nur darauf, daß mir das Richtige einfiel. Erst einmal suchte ich das Haus.

Es war das zweite in der Reihe.

Die Häuser standen zwar für sich, waren allerdings durch Wege und auch Treppen miteinander verbunden. In den Zwischenräumen fiel die Parklandschaft besonders angenehm auf.

Ich ging einen schmalen Weg entlang, der zu beiden Seiten von dichten Hecken gesäumt wurde. Die Laternenmasten stachen daraus hervor wie dünne Arme, und ihre Lampen glichen fahlgelben Kugeln.

Vor meinen Lippen dampfte der Atem. Der Weg endete, das konnte ich schon erkennen, an einer Treppe, die in die Höhe und damit auch zum Platz vor dem Hauseingang führte.

Ich war eine Weile als einziger unterwegs, trug zudem Schuhe mit Gummiabsätzen, so daß meine Schritte kaum zu hören waren.

Dafür hörte ich die der anderen.

Sie klangen vor mir auf und gleichzeitig hinter der Treppe, wobei der oder die Personen noch nicht zu sehen waren.

Einem Gefühl folgend blieb ich stehen und drückte mich so eng gegen die Hecke, daß ich mit deren Schatten verschmolz.

Dann wartete ich ab, während ich nach links in Richtung Treppe schielte.

Sie kamen.

Zwei Männer erschienen am Ende der Treppe. Das Licht der Laternen reichte aus, um sie zu erkennen, denn ich hatte unwahrscheinliches Glück.

Die beiden Polizisten gingen die Stufen hinab.

James Webster, der größere von ihnen, schritt vor. Beide hatten sich umgezogen und trugen jetzt Winterjacken. Man sah Webster nicht an, daß er nur einen Arm besaß, der linke Ärmel steckte in seiner Tasche, wie auch die rechte Hand.

Stufe für Stufe gingen sie nach unten, die Blicke starr geradeaus gerichtet.

Eigentlich sahen sie normal aus, bis auf die Beine. Ich wollte meinen Augen nicht trauen, als ich diese sah, denn sie bestanden nicht mehr aus Haut, sondern aus Glas und waren durchsichtig.

Kalt rann es meinen Rücken hinab. Die Männer hatten sich zum Teil verwandelt. Man konnte kaum fassen, daß es lebende Personen waren, und so etwas hatte ich noch nie gesehen.

Vielleicht hätte ich eine bessere Deckung suchen sollen, denn ich befürchtete, daß mich die beiden Polizisten zu früh sahen. Und ich wollte mich mit ihnen nicht auf einen Kampf einlassen, sie sollten mich zu ihrem Ziel führen.

Es wurde Zeit für mich, die Luft anzuhalten, damit mich der helle Atem nicht verriet.

Schon waren sie verdammt nah, vielleicht noch zwei, höchstens drei Schritte, und sie hatten mich passiert.

Sie kamen, waren auf gleicher Höhe…

Webster ging vorbei.

Bellamy folgte, ließ mein Versteck auch hinter sich, und ich wollte aufatmen, als er herumwirbelte, seine Hand aus der Tasche riß und einen schmalen Stab hervorholte.

Im nächsten Augenblick erlebte ich das Grauen…

***

Lilly stand da, als wäre sie zu Stein geworden. Ihr kleiner Mund wollte lächeln. Sie brachte es nicht fertig, denn sie hatte die Worte genau verstanden, obwohl sie sich gefreut hätte, wenn sie nicht stimmten, und sie hakte deshalb noch einmal nach.

»Was hast du gesagt?«

»Ich muß dich leider umbringen, Mädchen. Es gibt keine andere Möglichkeit. Unser Plan darf auf keinen Fall gefährdet werden, das mußt du einsehen.«

»Welcher Plan?«

»Es hilft nichts, wenn ich ihn dir verrate, Lilly. Das hat keinen Sinn. Sorry.« Er erhob sich, wobei der seltsame Stab in seiner rechten Hand auf Lilly wies.

Da schrillte das Telefon.

Beide wurden von diesem Geräusch überrascht. Lilly zuckte zusammen, drehte den Kopf und schielte zu dem schwarzlackierten Apparat hin, als wäre er der letzte rettende Strohhalm.

Auch Tom Tiptree wußte Bescheid. Seine Augen glänzten plötzlich wie lackiertes Glas, und sie strömten eine Gefahr aus. »Laß es bleiben«, flüsterte er scharf. »Laß es nur bleiben, Kind!«

Lilly wagte es trotzdem. Sie sprang vor, doch sie hatte Pech, denn ihr Fuß verhakte sich hinter dem Stuhlbein, so daß das Sitzmöbel umkippte.

Das Mädchen fiel zwar nicht zu Boden, hatte jedoch Schwierigkeiten mit dem Gleichgewicht und verlor Zeit.

Diese Sekundenbruchteile nutzte Tom Tiptree. Er brauchte drei

Schritte, um den Apparat zu erreichen. Daneben blieb er stehen und legte demonstrativ seine Hand auf den Hörer.

Es schellte weiter, er aber schüttelte den Kopf und grinste dabei. »Nein«, sagte er in das Klingeln hinein. »Hier wird nicht abgehoben, mein Schatz.«

»Aber, Tom, ich…«

Das Klingeln hörte auf. Der Mann nahm seine Hand wieder zurück und nickte zufrieden. »So«, sagte er, »jetzt zu uns beiden. Du weißt, was ich dir versprochen habe…« Er schlich auf Lilly zu.

Sie stand da wie festgewachsen. Die Augen auf ihren Freund gerichtet, der seine seltsame Waffe in der Hand hielt, wobei das abgerundete Ende direkt auf Lilly Tonev wies.

Lilly wußte nicht, was dieser Stab bedeutete. Sie hatte instinktiv eine schreckliche Furcht davor. Es war eine ihr fremde Waffe, die eigentlich so harmlos aussah, und ihre Furcht wuchs so stark, daß sie anfing zu zittern.

»Deine Schuld«, sagte er. »Nur deine Schuld, Kindchen. Du hättest dich ruhig verhalten sollen…«

Er ging noch weiter. Langsam allerdings, und als er sein Bein bewegte, hörte Lilly das Knirschen des seltsamen Gelenks, das sich auf so schreckliche Art und Weise verändert hatte.

Da klopfte es gegen die Tür.

Hart, ziemlich fordernd. Lilly zuckte ebenso zusammen wie der Mann.

Hoffnung?

Lilly Tonev schielte zur Tür. Sie schluckte dabei, hörte ihr eigenes Herz überlaut pochen. Angst breitete sich in ihrem Körper aus, sie öffnete den Mund, um eine Frage zu stellen, doch Tom Tiptree ahnte es. »Halt dich ruhig!« zischte er.

Lilly schwieg tatsächlich. Sie war eben zu eingeschüchtert.

Tom aber reagierte. Er wußte, daß jemand Lilly sprechen wollte, und er war mit wenigen Schritten an der Tür. Es hatte keinen Sinn, den anderen warten zu lassen, er würde sicherlich Alarm schlagen, deshalb drückte er mit der freien Hand auf die Klinke und riß die Tür mit einem heftigen Ruck auf.

Im Hausmantel stand eine weitere Mieterin auf der Schwelle. Vielleicht zehn Jahre älter als Lilly, dunkelblond, mit kurzen Haaren und einem runden, leidlich hübschen Puppengesicht, das jetzt erstarrte, denn die Besucherin hatte sich so heftig erschreckt.

Tom kannte sie. Es war Marion Findley, eine Mieterin, die nebenan wohnte.

»Komm rein«, sagte er und stellte sich so hin, daß Marion Lilly nicht sehen konnte.

»Ich meine… ich habe das Telefon…«

Da griff der Mann zu. Seine Hand bekam die Schulter der Frau zu fassen, und mit einem Ruck schleuderte er sie an sich vorbei in das Zimmer hinein, bevor er die Tür schloß und diesmal die Sicherheitskette vorlegte.

Marion Findley konnte sich nicht mehr fangen. Tom Tiptree hatte zuviel Kraft in diese Aktion gelegt. Die Frau flog bis an den Tisch, prallte dagegen, so daß die Flasche mit dem Schnaps umkippte und der Selbstgebrannte auslief.

Sie fing sich schnell. Der Mantel hatte sich vorn geöffnet und lieferte Tom tiefe Einblicke auf eine helle Haut mit zwei strammen Halbkugeln.

Es war eine automatische Bewegung, mit der Marion den Bademantel wieder schloß, und ihr Gesicht lief dabei rot an.

»Sag mal«, zischte sie in einem breiten Sohoslang, denn in dem Stadtteil arbeitete sie in einem alten An- und Verkaufladen, »bist du eigentlich verrückt? Was soll der Mist?«

»Das werde ich dir gleich erklären, Schlampe«, sagte der Mann leise, ohne die beiden Frauen aus den Augen zu lassen.

Marion schielte auf Lilly. »Was hat er?«

Lilly Tonev schüttelte nur den Kopf. Sprechen konnte sie nicht. Ihre Kehle war zu.

Plötzlich begriff Marion Findley, daß es überhaupt nicht so gut für sie aussah. Tom Tiptree hatte sich verändert. Er war nicht mehr der, den sie kannte, und ihr Gesicht nahm allmählich eine rote Farbe an, weil ihr das Blut zu Kopf stieg.

»Was soll das?« fragte sie. »Sag mal, drehst du hier durch?«

»Nein, Marion. Das nicht. Es stimmt alles, was ich mache, nur hättest du nicht kommen dürfen, so muß ich statt einer Person gleich zwei umbringen. Verstanden?«

Marion lachte. Erst kichernd, dann leise, plötzlich laut und gellend, weil sie einerseits die Drohung ernst nahm und sie auf der anderen Seite für einen Witz hielt. Sie warf dabei ihren Kopf in den Nacken, schaute gegen die Decke und nicht mehr auf den Mann.

Das war ihr Verderben.

Zwar hörte sie den Warnschrei der Lilly Tonev, senkte auch den Kopf, zu spät.

Tom Tiptree war bereits vorgesprungen, und sein Arm schnellte ebenfalls nach vorn, wobei er den seltsamen Stab in seiner Hand hielt und die Frau am Hals traf.

Ein Messer dringt durch Haut und Fleisch. Nicht dieser Stab. Er berührte nur, doch das reichte aus, um all seine schreckliche Kraft zu entfalten und diese grausame Magie, die in ihm steckte.

Lilly Tonev bekam in den nächsten Sekunden das mit, was auch ihr bevorstand.

Kaum hatte das Ende des seltsamen Stabes die Haut berührt, als sich Marion nicht mehr bewegte und auch nicht konnte, denn sie war gebannt.

Tom Tiptree brauchte nichts mehr zu tun, er glitt zurück und schaute nur zu.

Der Tod dieser Frau wurde zu einem grauenerregenden Schauspiel. Kein Tropfen Blut war zu sehen, keine Wunde, nicht einmal eine Verletzung, dennoch starb die Person.

Sie kristallisierte!

Genau dort, wo sie der Stab berührt hatte, begann es. Die Haut am Hals schmolz hinweg. Sie wurde durch eine andere Masse ersetzt, aber keine weiche und nachgiebige, sondern eine harte, spröde, die durchsichtig war, denn die Adern und das Blut waren noch zu erkennen.

Auch Tom Tiptree zeigte sich fasziniert. Zum erstenmal bekam er mit, welch eine Waffe ihm da in die Hand gegeben worden war, seine Augen leuchteten, und er stieß flüsternd Worte aus, die er selbst nicht verstand.

Lilly Tonev wagte ebenfalls nicht, sich zu rühren. Sie hielt sogar den Atem an, und eine bedrückende Stille lag über dem Raum, wie sie nur die Stille des Todes sein konnte.

Deshalb war das Knistern genau zu vernehmen, denn mit dem Verglasen des Halses war es nicht beendet. Das Grauen, einmal eingeleitet, konnte nicht gestoppt werden, und es nahm seinen Fortlauf.

Die Veränderung wanderte weiter. Der Hals war bereits erfaßt worden, nun kam das Kinn an die Reihe, und der Begriff Glaskinn bekam hier eine erschreckend reale Bedeutung.

Gläsern wurden auch die Lippen, der Mund stand offen, ein letztes, schreckliches Geräusch drang daraus hervor, ein Atemzug, bevor Marion Findley nach hinten kippte, auf den Stuhl fiel, das Übergewicht bekam und schwer zu Boden fiel.

»Das ist die Gorgosen-Rache!« flüsterte Tom Tiptree. »Hier sind unsere Waffen. Und niemand kann uns aufhalten. Wir sind Gorgosen, Lilly. Hast du verstanden? Gorgosen…«

Lilly Tonev gab keine Antwort. Sie wollte nichts sagen, nichts hören, und ihr wurde nicht bewußt, daß sie sich mit Tom Tiptree praktisch allein im Zimmer befand, denn Marion zählte nicht mehr.

Sie ging zur Seite.

Lilly sah die Mieterin liegen.

Während des Falls hatte sich der Bademantel wieder geöffnet. Ein entblößter Oberkörper zeigte sich den Augen des jungen Mädchens, und mit Erschrecken stellte Lilly fest, daß die Verglasung Fortschritte gemacht hatte.

Sie war nicht mehr zu stoppen…

Eine seltsam durchsichtige, spröde Schicht hatte sich gebildet. Sie lag auf der Haut, die immer dünner geworden war, und selbst die Haare der Frau schienen jetzt aus Glas zu bestehen.

Nichts wurde verschont.

Gorgosen-Rache…

Lilly Tonev hörte schwere Schritte. Tom Tiptree hatte es auf seinem Fleck nicht mehr ausgehalten. Er war um den Tisch herumgegangen und kam nun auf Lilly zu.

Steif stand sie auf dem Fleck.

Sie tat nichts, sie sagte nichts, sie hatte den Punkt erreicht, wo ihr alles egal war.

»Und jetzt bist du an der Reihe!« flüsterte Tom Tiptree, »diesmal hilft dir keiner…«

***

Die Harley war schnell, aber keine Rakete!

Die hätte sich Suko gern gewünscht, so aber mußte er auf der Straße bleiben und konnte leider nicht fliegen. Er duckte sich zusammen, versuchte so wenig Widerstand wie möglich zu bieten.

Der Inspektor war ein excellenter Fahrer und ein sicherer dazu. Er fuhr sonst immer den Verkehrsregeln entsprechend, in dieser Nacht warf er sie über Bord.

Trotzdem gefährdete er keinen Menschen, denn die Fahrbahnen waren so gut wie leer.

John Sinclair hatte ihm die Adresse gut beschrieben. Zudem kannte sich Suko in London aus, zwar nicht so gut wie ein Taxifahrer, aber er wußte sich zu helfen.

Er fuhr sogar Abkürzungen, und atmete auf, als er in die Straße einbog, wo das Mädchen wohnte.

Der Belag glänzte vor Nässe. Aus den Gullys dampfte es. Die Hausfronten waren dunkel. Fenster nicht erleuchtet. Die Scheiben wirkten wie matte Flecke.

Man schlief um diese Zeit.

Aufgereihte Mülltonnen warteten auf die Entleerung.

Suko rollte nahe am Gehsteig, damit er die Hausnummern besser erkennen konnte.

Sein Ziel war ein schmaler Altbau, doch die Häuser ähnelten sich sehr, denn neue Häuser gab es in dieser Gegend nicht. Vor dem Haus stoppte Suko seine Harley, bockte sie auf, nahm den Helm ab, schnallte ihn fest und tauchte in den Hauseingang.

Er wußte nicht genau, wo Lilly Tonev wohnte. Aus diesem Grunde leuchtete er mit seiner kleinen Lampe das Klingelbrett ab und entdeckte auch ihren Namen ziemlich weit oben.

Mit dem Knie drückte er gegen die Haustür. Der Inspektor war zufrieden, als sie aufschwang. Er warf noch einen Blick auf das Schloß. Es war defekt.

Auf leisen Sohlen huschte er in den dunklen Flur. Ein typischer Geruch umgab ihn. Leicht muffig und feucht. An Schimmel und alte Kleider erinnernd.

Je weiter sich Suko von der Tür entfernte, um so dunkler wurde es.

Fenster gab es keine. Suko nahm wieder seine Lampe in Anspruch. Der helle Finger wies ihm den Weg, und Suko gelangte schließlich in die letzte Etage, wo sich ein Gang vor ihm auftat, der beidseitig von Türen flankiert wurde.

Der Inspektor hatte noch immer das Flurlicht nicht eingeschaltet. Im Schein der Lampe suchte er nach den Namensschildern.

Lilly Tonev wohnte hinter der dritten Tür auf der rechten Seite. Suko blieb für einen Moment stehen und lauschte.

Zu hören war im ersten Augenblick nichts. Dann glaubte er, eine Männerstimme zu vernehmen, undeutlich und leise.

Seine Waffen hatte Suko griffbereit. Er drückte auf die Klinke, konzentrierte sich und atmete auf, als er die Tür nach innen stoßen konnte. Sein Optimismus wurde schnell zerstört, als die Tür plötzlich sperrte. Die Schuld trug eine Kette, die sich etwa in Augenhöhe spannte. Der Spalt allerdings war breit genug, um hindurchschauen zu können.

Im Zimmer war es hell. Suko sah die aus alten Möbeln bestehende Einrichtung, den Tisch und daneben die Beine eines Menschen.

Da lag jemand.

War er zu spät gekommen?

»Und jetzt bist du an der Reihe«, hörte er eine Männerstimme. »Diesmal hilft dir keiner…«

Die Worte waren von einem Mann gesprochen worden, den Suko nicht sehen konnte. Aber sie wiesen darauf hin, daß sich jemand in Gefahr befand.

Der Inspektor mußte verdammt schnell sein.

Er ging zwei Schritte zurück, schielte auf Tür und Kette, sammelte seine Kräfte und stieß sich ab.

Mit seinem gesamten Gewicht wuchtete Suko gegen die Tür…

***

Man hatte mich entdeckt.

Und dieser Brian Bellamy ließ sich auf nichts ein. Er warf sich auf mich zu, ich sah diesen seltsamen Stab in seiner Hand und wußte, daß er mir gefährlich werden konnte.

Er kam wie ein Messer, rammte vor und hätte mich auch getroffen, wenn ich nicht schnell wie ein blitzartiger Gedanke zu Boden getaucht

wäre, um der Attacke zu entgehen.

Über meinen Kopf hinweg fuhr der Schlag, und die Waffe rammte genau in die Hecke.

Da lag ich schon am Boden, überrollte mich und sprang wieder auf die Füße.

Ein Zischen und Kirren ertönte. Ich riskierte einen raschen Blick zurück und erlebte die Wirkung dieses Stabes.

Die Hecke vor mir verglaste!

Es war grauenhaft, wie die natürliche Farbe verschwand und die Zweige zu milchig gläsernen Armen wurde, die sich ineinander verhakten und ein kristallines Flechtwerk bildeten.

Ähnliches hätte auch mir bevorgestanden.

Kalt rann es meinen Rücken hinab, während ich auch auf den zweiten, James Webster, achtgeben mußte.

Der hatte seinen rechten Arm aus der Tasche gezogen. Auch er hielt diese Waffe fest, die so harmlos aussah, aber verdammt gefährlich werden konnte.

Grinsend kam er auf mich zu.

Von der Seite löste sich der Einarmige. Beide schritten auf ihren gläsernen Beinen, und ich vernahm manchmal ein komisches Splittern oder Knacken, daß es mir kalt den Rücken hinabrann.

So etwas hatte ich noch nie gesehen. Es gab nicht viel, wovor ich wirklich Angst hatte. Das hier gehörte dazu.

Sie hatten mich eingekreist, wollten eine Zange aufbauen, um von zwei Seiten zu kommen und mir keine Chance zu lassen.

Um wen sollte ich mich zuerst kümmern?

Mir sagte der mit dem einen Arm mehr zu. Er konnte sich sicherlich nicht so gut wehren wie der zweite Kerl, der noch völlig normal war. Nur durfte mich keiner der beiden mit diesen verdammten Stäben erwischen.

Es war ein schlechter Platz für einen Kampf. Rechts und links die Hecken, kein Platz, um auszuweichen, da zog ich meine Beretta.

Webster lachte, bevor er sagte: »Du kannst uns nicht mit einer Kugel töten.«

»Das will ich auch nicht«, erwiderte ich und schoß.

Der Abschußknall zerriß die Stille der Nacht und rollte als Echo weiter.

Ich hatte auf den rechten Arm gehalten und auch genau getroffen. Die Kugel hieb durch die Kleidung, ich vernahm einen satten Laut und auch ein Splittern.

Dann mußte ich zur Seite springen, denn der Typ hinter mir war schon verdammt nah.

Sein Schlag verfehlte mich, ich jedoch pustete ihm eine Silberkugel ins Bein.

In Höhe des Knies wurde das Bein zerschmettert. Risse entstanden, ein Loch, Splitter flogen, aber er ging weiter, auch mit einem Loch im Bein, und sein Artgenosse kam von der Seite, um mich anzuspringen. Mit einer schnellen Drehung entwischte ich ihm, schoß wieder, erzielte nur einen Streifschuß und hörte im nächsten Augenblick die Stimme eines Mannes.

Vielleicht ein Nachtwächter oder Frühheimkehrer, auf jeden Fall wußte dieser Mann nicht, in welch eine Gefahr er sich begab, auch wenn er nachsehen oder helfen wollte.

Wenn er jetzt kam und den beiden Wesen in die Arme lief, konnte es bitter für ihn ausgehen.

Auch meine Gegner hatten ihn gehört. Und sie taten etwas, was ich nicht begriff. Sie machten kehrt und rannten davon. Und zwar den Weg entlang, den ich gekommen war.

An der Treppe erschien der Mann. Er trug eine Taschenlampe bei sich.

Als er näherkam, konnte ich auch seine Uniform und die Waffe in seiner Hand erkennen.

Verdammt, wenn ich jetzt rannte, dann schoß der Knabe. Die anderen bekamen einen Vorsprung.

»Bleiben Sie stehen!« Die Stimme des Polizisten hallte ihnen nach. Sie kümmerten sich nicht darum, und der Beamte war froh, wenigstens einen erwischt zu haben, nämlich mich.

»Keine Bewegung!« fuhr er mich an und richtete sein Schießeisen auf mich.

Den Ausweis hatte ich schon zuvor gezogen. »Schauen Sie sich an, was ich in der Hand halte!« sagte ich und wedelte mit der Legitimation.

Er kam einen Schritt näher. Wir standen zum Glück nahe einer Laterne.

Er hatte gute Augen und nickte schließlich, als er sich von meiner Harmlosigkeit überzeugt hatte.

»Alles klar?« fragte ich.

»Ja, Sir, aber hier wurde geschossen.«

»Das war ich, und ich werde die beiden auch verfolgen. Sie, Meister, bleiben hier!«

»Ja, Sir!« Er warf einen Blick auf die veränderte Hecke. »Hat es geschneit?« fragte er.

»Auch das«, erwiderte ich und folgte den beiden. Ich mußte Ihnen auf den Fersen bleiben, sonst war alles verloren.

Und ich rannte.

Meine Schuhe knallten auf dem Belag. Dieser Weg führte zum Parkplatz. Ich ging davon aus, daß die beiden dort auch ihren Wagen abgestellt hatten, und mein Bentley stand ebenfalls da. Die Chancen

waren nicht mal so schlecht.

Der Platz wurde von vereinzelt stehenden Lampen erleuchtet. Es sah aus, als hingen helle Kreise in der Luft, während die Masten in der Dunkelheit verschwanden.

Der große Parkplatz war schnell erreicht. Ich hatte bisher kein Fahrzeug wegfahren sehen, und das gab mir Hoffnung. Auch als ich den Bentley erreichte, rührte sich nichts.

Neben meinem Silbergrauen blieb ich stehen und drehte den Kopf. Es war wieder still geworden. Nur der Regen nieselte aus den tiefhängenden Wolken, ansonsten konnte man die Stille als eine Ruhe vor dem Sturm bezeichnen.

Es gab für meine Gegner zahlreiche Versteckmöglichkeiten. Sie konnten sich zwischen den abgestellten Wagen verkriechen und auf eine günstige Gelegenheit lauern.

Mit der Beretta konnte ich gegen sie nicht viel ausrichten, aber vielleicht mit dem Bumerang. Bei mir trug ich ihn nicht. Er befand sich in meinem Einsatzkoffer.

Der lag griffbereit im Bentley.

Ich nahm mir die Zeit, schloß die Haube auf und öffnete auch meinen Koffer.

Vorsichtig hob ich den Bumerang heraus, drückte die Haube nieder und schloß sie so leise wie möglich.

Das war erledigt.

Dann hockte ich mich hin und wartete ab. Ich wollte ein so kleines Risiko wie möglich eingehen und nicht zu früh entdeckt werden.

Über dem Platz lag die nächtliche Stille. Nichts tat sich, alles blieb ruhig.

Als weitere Minuten vergangen waren, kam ich allmählich zur der Überzeugung, genarrt worden zu sein. Das gefiel mir überhaupt nicht, doch im nächsten Augenblick wurde ich eines Besseren belehrt.

Sie waren noch da!

Das Anspringen eines Motors klingt in der Stille immer laut. Ich hörte links von mir dieses Geräusch, wobei gleichzeitig zwei gelbe Lanzen aufstrahlten und über den Parkplatz strichen.

Das mußten sie sein.

Und schon schoß ein großer dunkler Wagen aus der Parklücke, erreichte den freien Raum und wurde nach rechts gedreht, so daß die gelben Lanzen in meine Richtung schwangen.

Es war mir egal. Ich wollte den Wagen nur stoppen und hielt meinen magischen Bumerang wurfbereit.

Es war meinem guten Gehör zu verdanken, daß ich hinter mir Schritte vernahm.

Ich kreiselte herum, der Wagen war jetzt uninteressant geworden, und ich sah plötzlich den zweiten Gegner vor mir.

Reingelegt!

Verdammt, sie hatten mich erwischt. Während nur einer im Wagen saß, war der Einarmige unhörbar in meine Nähe geschlichen, um mich zu erledigen. Er stand auch dicht davor, denn er hatte seinen Arm bereits erhoben, und der Stab schaute aus seiner Faust.

Da schleuderte ich die Waffe.

Die silberne Banane wurde aus dem Handgelenk geworfen. Ich brauchte nicht viel Kraft, die Distanz war zu gering, und die Waffe stieg schräg nach oben, wobei sie sich wie ein Drehkreisel dem Hals meines Gegners näherte.

Danach der Aufprall.

Zwischen dem herabsausenden Arm und dem Körper hatte der Bumerang seinen Weg gefunden. Er wirkte wie eine schnell rotierende Scheibe, als er sich am Hals dieses menschlich aussehenden Monstrums festbiß und den Kopf vom Rumpf löste.

Dabei hörte ich ein seltsames Knirschen und Brechen, der Gegner fiel zu Boden, rollte sich herum und blieb schließlich liegen.

Ohne Kopf.

Es war James Webster, der vor meinen Füßen lag und sich nicht mehr rührte.

Ich sprang auf ihn zu und hörte gleichzeitig, wie der Wagen beschleunigt wurde. Im Licht der beiden Scheinwerfer mußte Brian Bellamy gesehen haben, was sich abspielte, und er griff zum letzten ihm möglichen Mittel. Er wollte mich überfahren.

Schon war der Wagen verdammt nah. Die Lichtkegel der Scheinwerfer explodierten um mich herum. Die Masse aus Blech, Reifen und Glas wuchtete auf mich zu, und mir blieb nur noch ein gedankenschnelles Reagieren.

Ich hechtete zurück, riß Arme und Beine hoch, landete mit einem dumpfen Dröhnen auf der Motorhaube meines Bentley und hatte noch soviel Schwung, daß ich hinunter und auf den Boden geschleudert wurde.

Der Wagen raste vorbei.

Trotz des in hohen Drehzahlen laufenden Motors hörte ich das Knacken und Knirschen.

Ich verzog die Mundwinkel, als mir klar geworden war, daß Bellamy nicht mich, sondern seinen eigenen Partner, James Webster, erwischt hatte.

Dann war er weg.

Allerdings mußte er einen Bogen fahren, um die Ausfahrt des Parkplatzes zu erreichen. Wenn ich Glück hatte, konnte ich ihn noch erwischen oder ihm zumindest auf den Fersen bleiben.

Zuvor mußte ich meinen Bumerang holen. Er lag neben dem zerstörten James Webster.

Ersparen Sie mir bitte eine Beschreibung, es war furchtbar. Ich riß den Bumerang an mich und vergaß auch nicht den seltsamen Stab. Jetzt hatte ich eine Beutewaffe.

Mit beiden hetzte ich zurück zu meinem Wagen, schloß in fiebernder Eile die Tür auf und verfolgte dabei über das Wagendach hinweg den Weg des Fluchtfahrzeugs.

Das Auto fuhr tatsächlich einen Bogen. Durch eine Hecke wollte sich der Fahrer nicht wühlen. Ich saß blitzschnell hinter dem Lenkrad, schob den Zündschlüssel ins Schloß, eine kurze Drehung, dann startete ich.

Diesmal waren es die Scheinwerfer des Bentley, die in die Dunkelheit stachen.

Mit radierenden Reifen jagte ich ebenfalls in die Kurve und suchte die Heckleuchten des anderen Fahrzeugs.

Sie glühten vor mir, bereits an der Ausfahrt des Parkplatzes, und ohne abzustoppen, riß der andere sein Auto in eine scharfe Rechtskurve hinein.

Den gleichen Weg nahm ich Sekunden später auch, fand mich auf einer Geraden wieder und griff während des Fahrens zum Telefon. Mit einer Hand lenkte ich, in der anderen hielt ich den Hörer.

Ich ließ mir den Einsatzleiter unserer »Firma« geben und erklärte mit sparsamen Worten die Lage.

Mir wurde versprochen, alles Nötige in die Wege zu leiten. Ich war zufrieden. Jetzt erst konnte ich mich richtig auf die Verfolgung konzentrieren.

Brian Bellamy sollte mir nicht entwischen…

***

Hatte sich Suko zuvor gewünscht, eine Rakete zu sein, so konnte er sich nun damit vergleichen, denn er flog mit einer ungeheuren Wucht in das dahinterliegende Zimmer.

Er hatte die Tür zerstört, die Kette bestand nur noch aus Fetzen, und die Wucht katapultierte Suko in den Raum, wo er zu Boden ging, sich schulmäßig abrollte und sofort wieder auf die Beine sprang, um in Combat-Stellung stehenzubleiben.

Die Waffe hielt er im Anschlag und die Mündung war auf einen Mann in Polizeiuniform gerichtet, der einen seltsamen Stab in der Hand hielt, mit dessen abgerundeter Spitze er auf ein dunkelhaariges Mädchen zielte, das nur Lilly Tonev sein konnte.

Suko war buchstäblich im letzten Augenblick erschienen. Ein paar Sekunden später wäre alles vorbei gewesen.

Auch so galt die Gefahr als noch nicht bereinigt. Der Polizist brauchte nur vorzuspringen, und alles war vorbei.

»Rühr dich nicht!« fuhr Suko den Mann an.

Der blieb tatsächlich stehen. Dabei begann er zu lachen. »Wer bist du?« fragte er danach, denn er hatte den Inspektor noch nicht gesehen, weil dieser in seinem Rücken stand.

»Jemand, der dich stoppen wird!«

»Tom Tiptree kann keiner stoppen. Die Gorgosen-Rache ist angelaufen, und dabei wird es bleiben!«

Er ist verdammt von sich überzeugt, dachte Suko und überlegte auch, was der andere wohl mit dem Begriff Gorgosen-Rache gemeint haben konnte. Suko kam auf die Schnelle nicht darauf, zudem war ihm der Begriff unbekannt.

»Und jetzt?« fragte Tiptree.

»Läßt du deinen komischen Stab fallen!«

»Nein!«

»Dann schieße ich!«

»Bitte«, erwiderte der Mann ruhig und drehte sich langsam um. Das Mädchen war für ihn nicht mehr wichtig, es zählte nur noch Suko.

Beide waren erstaunt, als sie sich direkt gegenüberstanden. Der Polizist hob überrascht die Augenbrauen. »Ein Chinese«, sagte er, »sieh an.«

»Und sogar Inspektor bei Scotland Yard.«

»Hallo Kollege«, erwiderte der andere spöttisch und verzog sein Gesicht zu einem breiten Grinsen.

Suko sprach das Mädchen an. »Verschwinden Sie, aber schnell!«

Lilly rührte sich nicht.

Der Inspektor konnte sich leider nicht um sie kümmern. Tom Tiptree war jetzt wichtiger, zudem mußte er dafür sorgen, daß dieser Mann endlich seinen Stab fallenließ.

Daran dachte Tiptree allerdings nicht. Er schaute zwar auf ihn, und sein Gesicht verzog sich zu einem breiten Grinsen. »Ich werde die Waffe nicht aus der Hand geben!« flüsterte er. »Da kannst du machen, Chink, was du willst. Du hast keine Chance!«

»Möchtest du erschossen werden?«

»Aber nicht von dir.« Tiptree lachte breit. Er bewegte seinen Kopf und deutete nickend an Suko vorbei. »Hinter dir, Chink, liegt jemand. Sie hat meinen Stab zu spüren bekommen. Keine Chance für Menschen. Wir Gorgosen sind stärker.«

»Wieso Gorgosen?«

»Kein Kommentar. Nimm es hin, Chink, damit du weißt, wer dich töten wird!«

Suko überraschte die Sicherheit des Mannes. Und er gab zu, einen Fehler gemacht zu haben. Er war mit schußbereiter Beretta in den Raum gestürmt. Dabei konnte diese Pistole mit den geweihten Silberkugeln dem anderen ja nichts anhaben. Erst jetzt fiel ihm ein, was sein Freund John Sinclair berichtet hatte.

Nein, mit magisch aufgeladenen Kugeln waren diese Wesen, die sich Gorgosen nannten, nicht zu stoppen.

Auch nicht durch das Kreuz.

Wie aber dann?

Im Nachhinein ist man immer schlauer. Das galt auch für Suko. Er hätte nicht mit der Beretta, sondern mit seinem magischen Stab eingreifen sollen. Vielleicht reagierte dieser Gorgose auf das Wort Topar. Um dies auszuprobieren, reichte die Zeit leider nicht. Bis Suko den Stab hervorgeholt hatte, wären Sekunden vergangen, eine viel zu große Zeitspanne.

»Na, Chinese?« höhnte Tiptree und kam sogar näher. »Willst du nicht endlich schießen?«

»Noch nicht«, erwiderte Suko.

»Wann denn?« höhnte er und kam näher.

Suko ging zurück. Er blieb in der Defensive, wollte den anderen in Sicherheit wiegen und auf einen Fehler warten.

Die Zeit wurde ihm knapp, denn er hörte vom Flur her Stimmen. Sein Einbrechen der Tür war nicht ungehört geblieben. Die krachenden Geräusche hatten die anderen Bewohner aus dem Schlaf gerissen. Jeder wollte wissen, was da in den frühen Morgenstunden geschehen war.

Schon erschienen die ersten Gesichter.

»Weg von der Tür!« brüllte Suko in das hohle Kichern des Gorgosen hinein, der anschließend mit einer wahren Fistelstimme sagte:

»Opfer, Chink, viele Opfer für mich.« Er fuchtelte mit dem Stab herum und sprang plötzlich vor.

Übergroß tauchte er vor Suko auf. Den rechten Arm hatte er gesenkt, der Stab zielte wie ein Messer auf den Chinesen, und Suko drehte sich zur Seite.

Er kam soeben weg, als der Stab an ihm vorbeifuhr und er selbst abdrückte.

Die Kugel traf.

In das Echo des Schusses hinein drang das gläserne Knarren und Splittern, ansonsten geschah nichts. Die geweihte Silberkugel hatte keinerlei Schaden angerichtet.

Dafür sah der Chinese etwas anderes. Zwar hatte der Stab ihn nicht getroffen, dafür jedoch der Tisch. Und er veränderte sich, nahm eine andere Farbe an, und die Kraft dieser schrecklichen Magie verwandelte die Materie. Aus Holz wurde Glas.

Es knisterte, schmolz, wurde kurze Zeit flüssig und erstarrte schließlich.

Das hatte Suko noch nie gesehen. Er war geschockt.

Dies merkte auch sein Gegner. Tom Tiptree wuchtete sich vor. Er flog auf Suko zu und wollte es zu einem Ende bringen.

Ein Normalbürger hätte vielleicht nicht mehr reagieren können. Suko aber war austrainiert bis in die letzte Sehne. Seine Beine schnellten vor, und bevor der Gegner ihn berühren konnte, wuchtete der Inspektor seine Füße in dessen Leib.

Der Mann riß die Arme hoch, seine Gesichtszüge erstarrten in Wut und Enttäuschung, als er zurückflog und gegen die Wand unter einem schrägen Fenster krachte.

Suko lag noch am Boden. Er wechselte seine Waffe in die linke Hand, damit die rechte den Stab hervorholen konnte.

Ein Erbe des großen Buddha, das, wenn Suko ein bestimmtes Wort rief, die Zeit für fünf Sekunden anhielt.

Der Inspektor hatte den Stab kaum berührt, als er das Splittern der Scheibe hörte.

Er schaute auf und stellte fest, daß sein Gegner nicht untätig geblieben war. Mit beiden Händen hatte er das schräge Dachfenster durchstoßen und kletterte wieselflink nach oben.

Suko verzichtete auf das magische Wort. Fünf Sekunden waren unter Umständen zu wenig. Er mußte erst auf die Luke zuspringen und hinausklettern, das hätte zuviel Zeit gekostet.

So machte er sich an eine normale Verfolgung und huschte vorbei an der bewegungslos dastehenden Lilly Tonev auf das zerstörte Fenster zu. Die Scheibe war nicht völlig aus dem Rahmen gebrochen, einige Splitter standen wie Lanzenspitzen vor. Suko mußte achtgeben, daß er sich nicht verletzte, und er mußte zudem mit einem hinterlistigen Angriff des Gorgosen rechnen. Seine Chancen standen nicht gerade günstig.

Trotzdem kam er hoch.

Vorsichtig streckte er seinen Kopf durch die Öffnung, drehte ihn und versuchte, einen guten Überblick zu bekommen.

Er sah seinen Gegner links vor sich. Der kroch auf allen vieren das schräge Dach zum First hoch. Wahrscheinlich wollte er auf der anderen Seite hinunter.

Was der kann, das schaffe ich auch, dachte Suko und zwängte sich durch die Luke.

Regen und Wind trafen ihn. Der feine Sprüh wehte in sein Gesicht. Er behinderte die Sicht.

Vor Dächern hatte Suko einen gewissen Horror. Er war schon einmal abgestürzt, aber es gab keine andere Möglichkeit, an den Gegner heranzukommen.

Der Regen hatte die schwarzen Pfannen genäßt und sie glitschig gemacht. Es war schwer, darauf Halt zu finden. Suko mußte schon Arme und Beine ausbreiten, um sich wenigstens etwas abstützen zu können.

Der Vorsprung des Gorgosen vergrößerte sich. Er brauchte nicht

mehr weit zu kriechen, um den Dachfirst zu erreichen. Noch zwei Körperlängen, dann hatte er es geschafft.

Geschmeidig wie eine Schlange bewegte er sich. Zudem trug er keine glatte Lederkleidung wie Suko, und der Chinese hatte das Nachsehen. Er verlor immer mehr an Boden.

Auch das zerstörte Fenster blieb zurück. Es gab noch andere. Sie leuchteten wie viereckige Augen, und Suko sah, daß einige hochgeschoben wurden und Köpfe neugieriger Mieter hervorschauten.

»Bleiben Sie weg!« brüllte Suko. Er verstand die Gaffer nicht, wo die Gefahr so groß war.

Einen Anfangserfolg erzielte er. Die Köpfe verschwanden tatsächlich.

Nach Sekunden jedoch tauchten sie wieder auf, die Leute konnten es einfach nicht lassen.

Der Gorgose hatte sein Ziel erreicht. Fast triumphierend hockte er auf dem First, schaute nach unten und starrte Suko dabei an.

Der Inspektor kroch ebenfalls nicht mehr weiter, obwohl der andere lockte.

»Komm schon, komm…«

Suko hob seinen rechten Arm. Er hatte die Beretta wieder gezogen und zielte genau. Wenn alles nichts half, mußte er den anderen vom Dachfirst schießen.

Da senkte der Gorgose seinen rechten Arm. Und er hielt auch den Stab in der Hand.

Im nächsten Moment berührte die Spitze das Dach, wobei sich die schreckliche Magie daranmachte, die Materie umzuwandeln.

Suko schwebte plötzlich in höchster Lebensgefahr…

***

Hätte ich London nicht schon vorher gekannt, so hätte ich jetzt den östlichen Teil kennenlernen können, denn wir blieben von der City aus gesehen jenseits der Themse.

Und damit fuhren wir dorthin, wohin sich Touristen selten verirrten, denn hier lebten die ärmeren Bevölkerungsschichten. Aber auch die, die durch harter Hände Arbeit ihr Geld verdienten und doch jeden Monat verzweifelten, weil die Inflation immer schneller war und sie auch nichts ererbt hatten wie viele Adelige in unserem Land.

Über die Lambeth Road ging es weiter. Wir überquerten die Kreuzung Kennington Road, und der Mann vor mir fuhr wie ein Wahnsinniger. Er achtete auf keinen Gegenverkehr, kümmerte sich nicht um Ampeln, sondern stochte durch. Er hatte dabei das Glück, in keinen Unfall verwickelt zu werden.

Ich fiel hin und wieder zurück, weil ich vorsichtiger fuhr. Danach begann jedesmal eine Aufholjagd.

Allmählich näherten wir uns Southwark. Und hier kannte ich auch

ein paar gefährliche Ecken. Selbst Polizisten gingen nur in Dreierstreifen, auf Ordnungshüter war man da schlecht zu sprechen.

Die Gegend wurde düsterer. Weniger Laternen markierten die Fahrbahn.

Wenn sie auftauchten, huschten sie auch schnell wieder vorbei und verschwanden wie gelbe Nebelschemen im Dunkel der Nacht.

Nahe der Union Street sah ich die ersten Bahngleise. Industrieviertel lösten sich mit Wohnsilos ab, deren Mauern grau und schwarz geworden waren.

Es gab auch kleinere Straßen, in denen die Häuserblocks nicht so hoch waren.

Die Enge der Straße erlaubte ein schnelles Fahren nicht mehr. Zudem rollten wir hin und wieder über Kopfsteinpflaster. Neben Glatteis gibt es für die Reifen eines Wagens nichts Schlimmeres als nasses Kopfsteinpflaster.

Deshalb mußten wir vorsichtig werden.

Als wir abermals eine schmale Straße hinter uns gelassen hatten, sah ich plötzlich auf ziemlich freies Gelände. Die Scheinwerfer des Bentley erfaßten einen naßglänzenden Schienenstrang. Dunst wallte darüber.

Lichtmasten stachen in die Luft. Die langen Leitungen hingen wie erschlaffte Arme durch.

Wo steckte Abel Bellamy?

Plötzlich hatte ich ihn verloren!

Ich stoppte, biß mir vor Wut auf die Lippen und riskierte es zum erstenmal, das Fernlicht anzuschalten.

Die langen Scheinwerferstrahlen durchbohrten weißbläulich schimmernd die Dunkelheit, berührten jenseits der Gleise die Mauern von Fabrikbaracken, Kränen und Hallen.

Nur den Wagen sah ich nicht.

Ich hatte mittlerweile die Marke erkannt. Es war ein großer, dunkler Mitsubishi.

Für mich hatte es keinen Sinn, hier lange zu warten. Zurückkommen würde der Wagen nicht, also fuhr ich wieder an und suchte eine Stelle, wo ich die Gleise, ohne einen Achsenbruch zu riskieren, überqueren konnte.

Die war schnell gefunden. Ich rumpelte trotzdem hinüber und fand auf der anderen Seite einen schmalen Weg, den zwei eingezäunte Lagerplätze säumten.

Sogar ein Stück Rasen erschien im Licht der Scheinwerfer, und wenig später passierte ich die ersten Lagerhäuser sowie Großtanks, die als breite, zylinderförmige Gegenstände vor mir in die Höhe wuchsen und ebenso schwarz wie der Himmel waren.

Plötzlich standen mir mehrere Wege zur Auswahl, den der andere genommen haben könnte, und ich wußte nicht, wohin ich zu Fuß

weiterging. Aus diesem Grunde stellte ich den Bentley in Deckung eines Gebäudes ab und stieg aus.

Der Regen nieselte auf meinen Körper nieder. Der Wind war kalt, ein unangenehmes Wetter, das dieser 30. März zu bieten hatte. Der Frühling war weit zurückgedrängt worden.

Das Gelände kam mir in seiner Leere gespenstisch vor. Es regte sich kein menschliches Leben, die Baracken und Hallen wirkten wie verlassene Bauten nach einem schrecklichen Krieg, der alles Leben ausgelöscht hatte.

Der Vergleich mit einer Apokalypse kam mir in den Sinn. Vielleicht lag es auch nur an meiner Stimmung, denn ich dachte permanent an die Gefahr, die von den Wesen ausging, gegen die ich zu kämpfen hatte. Ich konnte sie nicht einmal richtig einordnen, wußte nicht, welcher Dämonenklasse sie angehörten und ob sie überhaupt Dämonen waren.

Mir kamen sie vor wie phantastische Wesen.

Ein Fiepen schreckte mich auf. Eine Ratte hatte es ausgestoßen. Sie huschte dicht vor meinen Fußspitzen entlang und sprang von rechts nach links über den Weg.

Hatte ich sie aufgeschreckt oder ein anderer?

Ich blieb stehen, drehte den Kopf, und meine Augen glitten über die kahlen Backsteinwände der Lagerhallen. Da regte sich nichts. Nur der Regen rann wie ein nie abreißender Schleier aus den tiefliegenden Wolken.

Als ich das Ende des Wegs erreichte, konnte ich zwischen zwei Richtungen wählen. Nach rechts oder links. Ich wandte mich nach rechts, weil ich links auf einem Umweg wieder zu meinem Wagen gelangt wäre, und ich wollte unbedingt den Mitsubishi finden.

Aus der Ferne hörte ich ein dumpfes Tuten. Das erinnnerte mich an den Hafen. Er war nicht allzu weit entfernt.

Plötzlich sah ich den Wagen.

Als kompakter Schatten hob er sich vom ebenfalls dunklen Boden ab. Er stand schräg, als wäre er scharf gebremst worden und danach noch gerutscht.

Sofort blieb ich stehen.

Der Regen nieselte weiter. Es war schwer, etwas zu erkennen. Deshalb konnte ich auch nicht sehen, ob sich jemand innerhalb des Fahrzeugs aufhielt oder nicht.

Geduckt näherte ich mich dem Japaner. Nichts geschah. Ich erreichte die Rückfront, schaute durch die Scheibe und fand den Innenraum leer. Mir fiel der Stab ein, den ich meinem Gegner abgenommen hatte. Ob ich das gleiche schaffte wie er?

Ich drückte die Spitze gegen die Karosserie, und war ein wenig enttäuscht, als nichts geschah.

Bei mir reagierte der Stab nicht. Da mußte man wohl selbst ein magisches Wesen sein, um die Kräfte hervorzulocken.

Der Wagen war für mich uninteressant geworden, ich ließ ihn stehen und ging weiter.

Hinter ihm wuchs eine Mauer in die Höhe. Durch ein Rolltor wurde sie unterbrochen.

Das Tor stand offen.

Glück oder eine Falle?

Beides konnte es sein. Mir blieb jedoch keine andere Möglichkeit, ich mußte hindurch und das Gelände betreten.

Man ließ mich.

Nach wenigen Schritten erkannte ich, was hinter der Mauer lag. Es war ein viereckiges Gebäude, eine Halle, errichtet aus grauem Beton, der in der Nässe heller schimmerte als die übrige Umgebung.

Nichts deutete darauf hn, daß sich irgendwelche Personen oder Menschen in der Nähe aufhielten. Die Umgebung blieb still. Zu hören waren nur meine Schritte.

Die Halle besaß ein großes Tor. Beim ersten Hinschauen erkannte ich, daß es abgeschlossen war. Davon ließ ich mich nicht verunsichern, sondern schritt um die Halle herum und suchte nach einem zweiten Eingang. Der existierte auch.

Eine im Vergleich zum Haupteingang sehr schmale Tür, die nicht verschlossen war und vom Wind bewegt wurde.

Sie quietschte ein wenig. Es kam mir vor wie das Schreien einer gequälten Seele.

Hatten auch meine Gegner das Geräusch vernommen?

Ich biß die Zähne zusammen und hoffte es nicht. Allmählich ergriff die Spannung von mir Besitz. Zuerst war sie nur ein kleines Feuer, vergleichbar mit einer winzigen Flamme, die immer höher flackerte und schließlich von meinem gesamten Ich Besitz ergriff.

Diese gläsernen Wesen oder Dämonen waren mir nicht geheuer. Ich stufte sie als ungemein gefährlich ein, denn ich kannte keine Waffe, mit der ich sie hätte vernichten können.

Auch mein Kreuz reagierte nicht.

Ein kalter Atem wehte mir in das Gesicht. Es war nicht der vielzitierte Hauch der Gefahr, sondern normaler Durchzug, der erst verschwand, als ich einen vorsichtigen Schritt zur Seite gemacht hatte und mich im toten Winkel zur Tür befand.

Hier wartete ich.

Die Halle barg hohe Regale. Bis zur Decke reichten sie, und sie waren gefüllt mit Büchern. Eingeschweißt in Plastikfolie standen sie dort palettenweise übereinandergestapelt.

Zwischen den Hochregalen existierten Gänge, die so breit waren, daß auch die Gabelstapler hindurchfahren konnten, ohne irgendwo

anzuecken.

Befand sich hier das Hauptquartier meiner Gegner. In einer simplen Lagerhalle, wo nur Bücher in den Regalen verwahrt wurden und auf den Abtransport lauerten?

Es war kaum zu fassen. Jedenfalls konnten die anderen hier ungestört wirken.

Ich machte mich an eine Inspektion der Halle. Klein wie eine Fliege, die einem Elefanten gegenübersteht, kam ich mir vor, als ich an den Hochregallagern hinaufschaute.

Dort oben hielt sich bestimmt niemand versteckt. Die Gegner mußten sich woanders verborgen halten.

Trotz der Höhe kann eine solche Halle bedrückend wirken. Mir kam es jedenfalls so vor. Die Hochregale erinnerten mich an kantige Berge, die jeden Augenblick zusammenstürzen konnten. Nirgendwo gab es Licht.

Nur Dunkelheit und Schatten.

Still war es auch nicht. Etwas bewegte sich immer, und wenn es nur ein leises Knacken oder Knistern war, das die Stille zerstörte. Je tiefer ich in die Halle schritt, um so größer wurden die Schwierigkeiten, etwas zu erkennen. Das floß alles ineinander, nichts blieb konstant oder an seinem Fleck. Mir wurde etwas vorgegaukelt, so daß ich, hin und wieder stehenbleiben und über meine Augen wischen mußte.

Mit Suko an meiner Seite hätte ich mich wohler gefühlt. Die Hälfte hatte ich durchquert, als ich einen breiteren Gang erreichte. Rechts von mir war die Sicht ziemlich frei, wenn man davon in der Dunkelheit überhaupt sprechen konnte, und ich sah schattenhaft einen länglichen Gegenstand, der auf eine Mauer zulief und mit ihr verschmolz.

Ich ging die paar Schritte vor. Der längliche Gegenstand entpuppte sich als Förderband. Es stand dicht an der Wand, die weit oben zwei fensterartige Öffnungen aufwies, durch die schwaches graues Nachtlicht sickerte. Neben mir befand sich die Schaltanlage für das Band.

Und dahinter hatten sie gelauert.

Plötzlich waren sie da. Bevor ich noch eine Bewegung machen konnte, kreisten sie mich ein.

Einer stand hinter mir, der andere vor mir - und zwar jenseits des Förderbands, und der dritte hielt sich rechts von mir auf, direkt neben der Anlage.

Diejenigen, die ich erkennen konnte, hielten die gefährlichen Stäbe in den Händen. Unter ihnen befand sich auch der von mir verfolgte Brian Bellamy.

Ich saß in der Tinte.

Mit geweihten Silberkugeln konnte ich nichts erreichen, mit dem

Kreuz ebenfalls nichts, und Zeit, den Bumerang hervorzuholen, hatte ich leider nicht.
Was blieb mir?
Die Aufgabe!

***

Bellamy sprach auch. Und er setzte dabei ein kaltes Grinsen auf. »In die Falle getappt, Bulle! Direkt hinein!«
»Sieht so aus!«
Die anderen schwiegen. Es waren normale Menschen, jedenfalls beim ersten Hinsehen, und ich konnte in der Dunkelheit bei ihnen auch keine Veränderungen feststellen.
Ihre verdammten Waffen hielten sie so, daß sie auf mich zeigten. Es war ein komisches Gefühl, wenn ich daran dachte, daß sie diese Stäbe nur ein wenig nach vorn zu bewegen brauchten, um mich in einen gläsernen Menschen verwandeln zu können.
Weshalb zögerten sie?
Eine Antwort bekam ich sehr bald. Bellamy gab sie mir. »Wir drei sind Polizisten«, erklärte er, »und wir hatten das Glück, dem Gorgosen-Zauber zu begegnen. Es war im letzten Jahr, auf einer gemeinsamen Urlaubsreise in die Welt der Antike. Dort entdeckten wir bei unseren Wanderungen ein gewaltiges Geheimnis, eben das der Gorgosen.«
»Was sind Gorgosen?« fragte ich.
»Du kennst sie nicht?«
»Hätte ich sonst gefragt?«
»Als Geisterjäger kennt er nicht die Gorgosen. Wir dienen Gorgos, und er gehört denen an, die du auch kennst. Erinnerst du dich wirklich nicht an deine Freunde, die Großen Alten?«
Ich hatte das Gefühl, von einem Blitz getroffen worden zu sein. Was erzählte dieser Bellamy da? Gorgos gehörte zu den Großen Alten? Meine Knie wurden weich, ich mußte schlucken. Es war unfaßbar. Zudem fiel es mir schwer, einen normalen Gedanken zu fassen. Jetzt wurde mir allerdings klar, weshalb meine Waffen nicht reagiert hatten. Diese Wesen standen unter Gorgos Schutz.
Obwohl ich jetzt mehr wußte, öffneten sich weitere Fragen, und die blieben vorerst ungeklärt, denn man befahl mir, auf das Förderband zu klettern.
»Was soll ich?«
Bellamy, er stand von mir getrennt durch das Band, beugte sich vor, wobei der Stab in die gefährliche Nähe meines Gesichts geriet. »Wir können dich auch als Kirstallkörper hinunterschaffen!« flüsterte er rauh. »Du hast die Wahl!«
Ich schaute in seine Augen. Da er nahe genug vor mir stand, erkannte

ich sogar den gläsern wirkenden Ausdruck seiner Pupillen, und ich bewegte leicht den Kopf, was ein Nicken andeutete.

»Ja«, sagte ich. »Es bleibt mir keine andere Wahl.«

»Dann rauf mit dir!«

»Und wo führt es hin?«

»Du wirst unser kleines Geheimnis kennenlernen«, erwiderte er. »Warte es ab. Wir stehen erst am Beginn, sind die ersten, aber andere werden uns folgen.«

Das glaubte ich ihm unbesehen. Es sei denn, mir gelang es, sie auszuschalten. Wenn ich die Lage realistisch einschätzte, war daran wohl nicht zu denken.

Es blieb mir nichts anderes übrig, als auf das Förderband zu steigen. Es besaß etwa die Breite meines Körpers, ich setzte mich auf die elastische Unterlage und merkte, daß sie sich durchbog.

»Leg dich hin. Auf den Bauch!« Dieser Bellamy wußte genau, wie man einen Menschen wehrlos machte.

Ich stützte mich zuvor ein wenig ab und nahm die Stellung ein, die er haben wollte.

»Arme ausstrecken!«

Auch das tat ich. Jetzt war ich quasi hilflos diesen verdammten Wesen ausgeliefert.

An den Bewegungen des Förderbandes stellte ich fest, daß hinter mir jemand ebenfalls auf das Band kletterte.

Brian Bellamy war es nicht, der stieg nämlich vor mir auf das Band. Er hockte sich auf die Knie nieder und grinste böse auf mich herab, als ich den Kopf hob und ihn anschielte.

In der rechten Hand hielt er den Stab.

Mit der linken gab er dem dritten Gorgosen ein Zeichen.

Und der schaltete den Motor ein.

Ein Ruck lief durch das Band. Es schien sich zu schütteln, und im nächsten Augenblick begann es zu laufen.

Für mich sollte es eine Fahrt ins Verderben werden…

***

Dieser Satan hatte wahrhaftig zum letzten, radikalen Mittel gegriffen. Er wollte das Dach verändern, auf magische Art und Weise verglasen, und vielleicht sogar das gesamte Haus mit seinen Menschen.

Das wurde Suko innerhalb der nächsten Sekunde klar, als er seinen Gegner auf dem Dachfirst hocken sah, wobei die Gestalt des Mannes im Sprühregen verschwamm.

Um sie herum jedoch hatte sich die Unterlage bereits verändert. Die dunkle Farbe der Pfannen war verschwunden. Sie wurden allmählich heller, schimmerten ins Graue hinein und schienen sogar Dampf oder Qualm abzusondern.

Dabei bogen sie sich, bewegten sich, zogen sich zusammen oder auseinander. Suko hatte das Gefühl, als wäre das gesamte Dach in Bewegung geraten.

Was sollte er tun?

Er mußte sich in Sicherheit bringen, aber nicht nur sich allein, auch die Menschen, die in diesem Haus wohnten, denn die Materieveränderung würde bei ihnen nicht stoppen.

Wie konnte man sie aufhalten?

Durch den Stab?

Ein Wort war notwendig, um Bewegungsabläufe zum Halten zu bringen.

Und dieses Wort hatte den Inspektor schon aus mancher Gefahr gerettet.

Vielleicht konnte er auch hier etwas erreichen.

Das schräg nach oben laufende Dach wurde sowohl in der Breite als auch in der Länge gleichzeitig verändert. Und mit einer immer gleichbleibenden Geschwindigkeit rückte die Materieverwandlung vor.

Viel Zeit blieb dem Chinesen nicht mehr.

Er rutschte zurück. Die Beretta hielt er noch in der Hand. Der Gorgose hockte wie der große Sieger auf dem First, hatte einen Arm nach unten gebeugt und berührte mit diesem seltsamen Stab das Dach.

Solange die Verbindung bestand, würde die Umwandlung weitergehen.

Mit der linken Hand krallte sich der Chinese an einer Dachpfanne fest, während er den Stab quer zwischen die Zähne steckte, damit er ihn nicht behinderte. Dann stützte er sich mit dem linken Ellbogen auf, damit er in die Höhe kam, und streckte seinen rechten Arm aus, wobei die Beretta die Verlängerung seiner Hand bildete und die Mündung genau auf den Gorgosen zielte.

Der zuckte plötzlich zusammen. Er verlor einen Teil seiner Sicherheit, schien zu ahnen, was der Inspektor vorhatte und wollte verschwinden. Er befand sich in der Drehung, als Suko zweimal abdrückte.

Das mußte er tun, wollte er auf Nummer Sicher gehen.

So schnell der Gorgose auch war, den beiden abgefeuerten Kugeln konnte er nicht entgehen. Sie hieben in seinen Körper. Suko hörte ein seltsames Platzen und Klirren, dann wurde das Wesen von der Wucht der beiden Treffer vom Dach geschleudert und verschwand vor Sukos Augen.

Der Inspektor hörte noch einen Schrei, der langgezogen aufklang, verwehte und abrupt verstummte.

Jetzt ist er an der anderen Seite aufgeschlagen, dachte Suko noch und blieb liegen.

Hatte er Erfolg gehabt?

Ja, es war ihm gelungen. Er brauchte seinen Stab nicht mehr einzusetzen, denn die Veränderung des Dachs schritt nicht weiter fort. Es gab keine Berührung mehr, keine Verbindung. Zurück blieb allein der große weiße Flecken.

Erleichtert atmete Suko ein und auch aus. Die unmittelbare Gefahr hatte er bannen können. Doch war der Gegner tatsächlich vernichtet? Davon wollte er sich selbst überzeugen.

Vorsichtig veränderte er sein Gewicht und ließ sich wieder zurückrutschten. Er mußte achtgeben, daß es nicht zu schnell ging, denn wie leicht konnte er über die Kante gleiten und irgendwo unten im Dunkel zerschmettert liegenbleiben.

Suko erreichte die Fensterluke und kletterte auf dem gleichen Weg zurück, den er auch genommen hatte. Allerdings stach er sich an einer Scherbenspitze. Sie drang in seine rechte Wade und auch durch das Leder der Hose.

Mit einem letzten Sprung erreichte Suko wieder festen Boden im Zimmer. Als er sich umschaute, vermißte er Lilly Tonev. Vielleicht war sie nach draußen gelaufen oder hielt sich auf dem Flur auf, wo Stimmen erklangen.

Suko verließ ebenfalls den Raum. Er wollte so rasch wie möglich nach unten, um zu sehen, was auf der Straße geschehen war und ob dieser Gorgose noch lebte.

Im Flur standen die Mieter. Die meisten jungen Leute hatten sich hastig Bademäntel über die Nachtkleidung gestreift und redeten miteinander.

Als Suko erschien, verstummten die Gespräche. Natürlich wollte jeder wissen, was geschehen war, und zahlreiche Menschen fragten durcheinander.

Suko schüttelte den Kopf. Er wehrte die Fragen ab. Auf der Treppe traf er eine ältere Frau mit grauen Haaren. Sie lugten unter einer Schlafhaube hervor.

Zwar stellte sich die Frau als die Hausbesitzerin vor, sie bekam trotzdem keine Erklärung, und der Chinese lief weiter die Stufen der Treppe hinab, gelangte in den Flur, wo er die Haustür weit offen sah. Der kühle Wind wehte ihm entgegen, er brachte auch Regen mit in das Treppenhaus, so daß die Fliesen auf einer Länge von zwei Schritten hinter dem Eingang im Flur naß wurden.

Suko hatte das Haus kaum verlassen, als er den Gorgosen bereits sah. Er lag noch auf dem Gehsteig und rührte sich nicht.

Langsam trat der Chinese näher. Neben dem Mann blieb er stehen.

Keine Waffe hatte etwas gegen ihn ausrichten können. Er hatte die Kugeln geschluckt, auch die Dämonenpeitsche wäre sicherlich nicht erfolgreich gewesen, doch der Sturz aus großer Höhe hatte den Glasmenschen buchstäblich zerstört.

Man konnte bei ihm von Scherben sprechen. Hautfarbene Scherben, die in der Nässe dieser kalten Nacht glänzten.

Es hatten sich auch einige Passanten versammelt. Im großen Kreis umstanden sie scheu den Toten.

Suko beugte sich nach unten. Seine Hand erfaßte den nassen Uniformstoff. Er drückte ihn zusammen und hörte das Knirschen unter dem Stoff. Da wurde das Glas zusammengepreßt.

Der seltsame Stab lag neben der Leiche. Suko nahm ihn an sich. Er berührte damit einen Stein und zog den Stab hastig wieder hoch. Es geschah nichts. Er konnte ihn nicht betätigen, war aber gespannt darauf, aus welch einem Material er bestand und welche Kräfte in diesem so harmlos aussehenden Stab lauerten.

Die Leiche des ehemaligen Polizisten mußte weggeschafft werden. Darum sollten sich seine Kollegen kümmern. Suko wollte sie anrufen. Seine Maschine war auch mit Funktelefon ausgerüstet. Er gab den Kollegen die entsprechende Nachricht, hängte ein und drehte sich um, als er das Weinen hörte.

Lilly Tonev kam auf ihn zu. Sie hatte einen Arm angewinkelt und hielt dessen Hand gegen ihre Augen gepreßt. Dabei hatte sie den Kopf gesenkt.

Suko legte den Arm um das zerbrechlich wirkende Mädchen. Für Lilly mußte eine Welt zusammengebrochen sein.

»Kommen Sie ins Haus«, sagte der Inspektor.

Lilly schluchzte auf, während sie fragte: »Ist… er tot?«

»Ja.«

»Mein Gott…«

»Es ist wohl besser so gewesen«, erklärte Suko.

Lilly riß sich plötzlich los. »Wie können Sie so etwas behaupten!« fuhr sie Suko an und rannte ins Haus. Der Inspektor hörte sie die Treppe hochstolpern.

Auch er ging wieder zurück.

Jetzt waren die Gesichter der Menschen schreckensbleich. Wahrscheinlich hatten die Leute die Leiche entdeckt.

Lilly stand neben dem Tisch wie eine Säule. Sie starrte auf die Tote und konnte nicht sprechen. Erst als Suko hinter ihr stehenblieb, wandte sie sich langsam um.

»Er war der Mörder, nicht?«

Suko nickte.

»Dann haben Sie mit Ihrer Behauptung vielleicht recht gehabt«, flüsterte sie mit tonloser Stimme…

***

Zuerst führte das Band durch die Halle. Ein Ziel konnte ich noch nicht erkennen. Erstens, weil es dunkel war, und zweitens verdeckte

der vor mir hockende Bellamy die Sicht.

Das Band lief nicht ruhig. Es schwang, es zitterte und schaukelte auch.

Zudem spürte ich die Rollen, auf denen sich das Band bewegte.

Weiterhin lag ich auf dem Bauch. Großartig rühren konnte ich mich nicht. Ich hütete mich auch, eine Bewegung zu machen, die der andere mißverstehen konnte. Eine Berührung mit diesem verfluchten Stab reichte aus, um mich zu erledigen. Nur den Kopf hatte ich ein wenig zur Seite gedreht, um wenigstens etwas erkennen zu können.

Meine Lage konnte ich schlichtweg als bescheiden bezeichnen. Aus eigener Kraft würde es mir in nächster Zukunft nicht gelingen, mich aus den Klauen zu befreien. Die Feinde hockten mir einfach zu dicht auf dem Pelz, ich mußte abwarten, was sich am Endpunkt des Bandes noch alles ergab und ob sich mir dort Möglichkeiten boten.

Die Rollen unter mir transportierten Band und Fracht weiter, sogar durch eine Kurve.

Von einem gewissen Gorgos war gesprochen worden. Angeblich sollte er zu den Großen Alten gehören, diesen finsteren Göttern, denen ich den Kampf angesagt hatte. Die Polizisten waren in die Welt der Antike gefahren, und dort hatten sie etwas entdeckt.

Aber was?

Die Stäbe? Waren sie ein Erbe der Großen Alten? Hatten sie der Menschheit diese gefährlichen Waffen hinterlassen? Wenn ja, wo befand sich der Ort?

Die Antike oder die Welt der Antike war groß. Das konnte Griechenland sein, Italien oder auch die Türkei sowie der Orient. Nein, da mußte ich schon mehr wissen. Ob ich das Wissen allerdings noch verwerten konnte, stand in den Sternen.

Vielleicht würde man mir noch weitere Hinweise geben. Die Waffen hatten sie mir gelassen. Davor fürchteten sie sich nicht. Auch nicht vor meinem Kreuz, aber ich besaß noch den Bumerang. Nur durch ihn hatte ich bisher einen von ihnen erledigen können.

Meine Gedankenkette wurde unterbrochen, denn Bellamy bewegte sich vor mir. Er rückte etwas nach hinten und drückte seinen Körper dann in die Lage, die auch ich einnahm. Hinter mir geschah das gleiche, das bemerkte ich am Rucken des Bandes.

Eine Chance, mich aus dieser prekären Lage zu befreien, bekam ich trotzdem nicht. Denn die stabförmigen Waffen blieben immer dicht in meiner Nähe.

Allmählich senkte sich das Band. Es ging nur langsam, jedoch stetig und ohne Rucken. Wir glitten in die Tiefe.

Es ist ein komisches Gefühl, auf einem Transportband zu liegen und selbst nichts tun zu können. Ich hatte das Gefühl, immer schneller zu gleiten, und es gelang mir, an meinem Bewacher vorbeizuschielen.

Vor uns lag eine Höhle.
Das Band zielte genau darauf zu.
Ein Gefühl der Beklemmung überkam mich. Noch sah ich die Umrisse verschwommen, sie wurden allerdings klarer, je mehr wir uns dem Eingang näherten.
Im nächsten Moment saugte uns das Loch auf.
War es vorhin noch auf eine gewisse Art und Weise hell gewesen, so wurde es jetzt rabenfinster. Ich hatte das Gefühl, in einem schwarzen Tunnel zu hocken und hindurchzugleiten.
Das Band führte weiterhin schräg nach unten, einem Keller öder anderen Räumen entgegen. Es war so finster, daß ich meinen Bewacher höchstens ahnen könnte.
Wir fuhren durch eine enge Röhre. Ich fühlte dies und glaubte auch, manchmal von den Wänden oder der Decke gestreift zu werden.
Bellamy meldete sich wieder. »Halt dich nur ruhig, Sinclair!« flüsterte er scharf. »Du weißt, daß ich nur zuzustoßen brauche, und damit bist du erledigt.«
»Keine Bange, ich bin hier.«
»Das will ich dir auch geraten haben!«
Ich konzentrierte mich auf mein Ziel und war gespannt, wo wir landeten.
Von Gorgos hatte Bellamy gesprochen. Würde ich ihn sehen oder ein Teil von ihm?
Dann wurde es heller.
Vor mir sah ich den Schein.
Es schimmerte gelblich und kam mir vor wie ein viereckiges Auge.
Licht bedeutete Hoffnung, auch für mich?
Nach einem Rumpeln des Bandes befanden wir uns plötzlich dicht vor dem Licht und damit auch vor der Ausfuhrluke, hinter der das Ziel lag.
Wir rollten durch.
Im ersten Augenblick war ich geblendet, denn die Helligkeit irritierte mich. Ich schloß unwillkürlich die Augen, bekam einen Stoß und wurde vom Band zu Boden katapultiert. Damit hatte ich nicht gerechnet und konnte den Fall deshalb auch nicht abfangen.
Ziemlich hart schlug ich auf, biß die Zähne zusammen, rollte mich weiter und wollte an meinen Bumerang, als ich neben mir die gläsernen Beine sah.
Es hatte keinen Sinn.
»Versuch es nur!« wurde mir zugeflüstert. »Wir warten darauf!«
»Okay, okay, schon gut!« Mir fielen die Worte schwer, aber da war nichts zu machen, die anderen hielten sämtliche Trümpfe in den Händen und würden sie auch ausspielen.
»Darf ich aufstehen?«

»Noch nicht!«

Auch der letzte Gorgose mußte erst das Band verlassen. Danach wurde mir erlaubt, mich zu erheben.

Ich kam geschmeidig auf die Füße und stellte durch ein rasches Umschauen fest, daß ich mich zusammen mit den anderen in einem Lagerraum befand, wo das Band in einem großen Bogen umkehrte. Das heißt, es lief nicht aus, sondern wurde auf anderen Gleitrollen wieder zurückgeführt. Innerhalb des Raumes stapelten sich zahlreiche Kisten und Kästen bis zur Decke.

Und ich sah eine schmale Tür. Auf sie mußte ich mich zubewegen, während meine drei Bewacher immer dicht hinter mir blieben und auch ihre seltsamen Stäbe in den Händen hielten.

»Sie ist offen!« wurde mir gesagt.

Es war ein Knauf, auf den ich meine Hand legte, ihn drehte und die Tür aufzog. Sie war ziemlich schwer, an einen Trick konnte ich dabei nicht denken.

Ich gelangte in einen Gang. Er war ausbetoniert, und hier brannte ebenfalls Licht, wie auch in dem Raum, den ich gerade verlassen hatte. Kahle Betonwände wurden von mehreren Türen unterbrochen. Vor einigen standen warnende Worte. Dahinter befanden sich wahrscheinlich die Energieanlagen dieser Halle.

»Halt!«

Als Bellamy das Wort aussprach, da bekam seine Stimme einen dröhnenden Klang, der von den Wänden als Echo zurückgeworfen wurde.

Ich kam dem Befehl nach, und einer der Gorgosen passierte mich, wobei er vor mir eine Tür aufschloß und sie nach innen drückte.

Führte mich der Weg jetzt in mein Sterbeverlies?

Man bedeutete mir, voranzugehen, und ich trat über die Schwelle. Ich gebe ehrlich zu, daß mir nicht wohl bei der Sache war. Mein Herz klopfte stärker als normal, ich erwartete Schlimmes und würde angenehm enttäuscht.

Ich blickte in einen fast leeren Raum, in dem es keinerlei Einrichtungsgegenstände gab, nur ein Bassin oder eine Wanne, die der Tür gegenüber an der Wand befestigt war.

Zwei Schritte mußte ich noch vorangehen, dann blieb ich stehen.

Hinter mir schloß man die Tür. Das dumpfe Geräusch schnitt mir durch Mark und Bein. Ich schluckte hart und verzog dabei das Gesicht. Jetzt hatten meine Gegner erreicht, was sie wollten.

Zwei blieben hinter mir stehen, einer trat vor und stellte sich unter die kreisförmige Lampe an der Decke.

Es war Bellamy, und er schaute mich spöttisch lächelnd an, wobei sich seine Gesichtshaut über den Knochen spannte wie ein dünner Schleier.

»Hier wirst du dein Leben beenden!« sprach er mit dumpfer Stimme und wartete meine Reaktion ab.

Ich verfiel nicht in Panik, drehte auch nicht durch und ging auch nicht die anderen an, sondern konzentrierte mich auf meine Umgebung.

Ich hatte schon in alten Grüften, in Särgen und finsteren Verliesen gesteckt. All dies übte auf mich einen schlimmen Horror aus. Trotz der Helligkeit verspürte ich in diesem Kellerraum das gleiche Gefühl. Es war ein Horror, der mich da umfangen hielt, eine Beklemmung, die das Atmen erschwerte.

Meine Hände hatten sich zu Fäusten geschlossen. Zwischen den Fingern fühlte ich den Schweiß, und es war auch nicht still in dem Verlies, obwohl niemand von uns etwas sagte.

Andere Geräusche vernahm ich.

Ein Klatschen und dumpfes Blubbern. Solche Geräusche kamen mir nicht unbekannt vor.

Ich hatte sie in Sumpf- oder Moorgegenden erlebt, aber hier drangen sie nicht vom Boden hoch, sondern aus diesem vor mir stehenden Bassin.

»Du wolltest doch bestimmt Gorgos sehen«, sagte Brian Bellamy.

»Ja.«

Er deutete über seine Schultern. »In dem Bassin, was du da siehst, befindet sich sein Erbe.«

»Nicht er selbst?«

»Nein!«

»Wieso nicht?«

Bellamy zögerte mit der Antwort. Scharf schaute er mich an, und ich versuchte, mich möglichst gelassen zu geben, indem ich beide Schultern hob.

»Was kann euch schon passieren?« fragte ich. »Ihr wollt mich erledigen, ich kann nichts dagegen unternehmen.«

»Sehr einsichtig.«

»Richtig. Deshalb möchte ich gern wissen, wie ihr Kontakt zu den Großen Alten gefunden habt. Ist das so vermessen?«

Bellamy schaute an mir vorbei. Wahrscheinlich wollte er sich von den anderen beiden Zustimmung holen. Sie mußten wohl genickt haben, denn auch er nickte.

»Gut, Sinclair, du sollst es erfahren, denn du wirst bald zu seinen Dienern gehören. Wir haben gemeinsam einen Urlaub verbracht, und wir waren zu viert, James Webster hast du ja getötet, aber das macht nichts, noch sind wir dir überlegen. Vier Polizisten, vier Freunde. Da wir nicht in denselben Revieren arbeiteten, konnten wir auch gemeinsam in Urlaub fahren. Diese Chance nahmen wir wahr. Wir fuhren nach Sizilien. In dieser manchmal kargen Landschaft im Innern

der Insel konnten wir Ruhe vor dem Alltag finden. Ruhe fanden wir nicht, dafür eine Grabstätte, die verflucht war.«

»Gorgos?«

»Ja, so hieß es. Man erzählte uns eine alte Geschichte. Eine Geschichte, die aus einer Zeit stammte, wo es das Volk der Griechen nicht einmal gegeben Hatte. Der Name Atlantis tauchte auf. Dann die unheimlichen Götter, die Großen Alten. Wir waren fasziniert, und wir wollten wissen, ob es noch Chancen gab, von diesem längst versunkenen Kontinent etwas zu sehen.«

»Das ist nicht möglich«, sagte ich, um ihn zu provozieren.

Er schüttelte den Kopf. »Man wollte uns erst keine Antwort geben. Nach langem Fragen jedoch berichtete man uns von einem See im Stein. Wir konnten damit nicht viel anfangen, bis wir einfach losgingen und weiterfragten. Wir legten Geld hinzu. Bei einem Hirten hatten wir Erfolg. Er erklärte uns den Weg. Dabei gelangten wir in ein schreckliches Gelände. Urwelthaft, gebirgig, voller Gefahren, wild und gleichzeitig romantisch. Wir spürten den Atem der Vergangenheit, und wir fanden den See im Stein. Er war zu Kristall geworden.«

»Der See?«

»Was habt ihr dann getan?« wollte ich wissen.

»Zuerst waren, wir natürlich enttäuscht. Bis James Webster auf die Idee kam, einen Teil der Kristalle mit nach Hause zu nehmen. Wir hackten eine Probe los und schafften diese nach Hause.«

»Was sagten die Einheimischen dazu?«

»Bis auf den Hirten haben wir mit keinem darüber gesprochen. Der aber floh in einer wahren Panik, nachdem er uns vor dem Erbe der großen Alten gewarnt hatte.«

»Ihr habt nicht darauf gehört?«

»Nein, denn wir wußten aus Erzählungen, das Gorgos ein Kristallgötze war und daß er die Kraft besaß, seine Fähigkeiten auf Menschen zu übertragen. Man mußte nur in Kontakt mit ihm treten. Das gelang uns hier in London. Wir wußten von dieser Lagerhalle und richteten uns hier unten ein. In dieses Bassin, das du vor dir siehst, brachten wir unsere Beute. Wir brauchten nicht alles, was der See zwischen den Steinen hergab. Nur einen Teil, denn in jedem Kristall steckt der Geist des großen Gorgos. Durch Erhitzen schafften wir es, die Kristalle wieder zu verflüssigen. Und dann geschah das Wunder. Plötzlich lebte die Flüssigkeit. Wir sahen ein gewaltiges Gesicht. Und an bestimmten Tagen, wenn jemand von uns etwas wollte, formte sich aus der Flüssigkeit so etwas wie ein menschlicher Körper. Er sprach zu uns, er kannte unsere Gedanken und lockte uns, in das Bassin zu steigen, damit wir so wurden wie er.«

»Das sieht man«, sagte ich.

»Ja, wir führten den Versuch durch. Zuerst James Webster. Er stieg

hinein, und als er nach dem Bad das Bassin wieder verließ, war er ein anderer, ein Gorgose, ein Kristallmensch, ein Diener des großen Gorgos. Seine Kraft war auf uns übergegangen. Wir alle begaben uns in seine Hände, und waren fasziniert. Plötzlich eröffneten sich uns völlig andere Möglichkeiten. Wir konnten normal unter Menschen weiterleben, ohne daß die anderen es wußten, wen sie vor sich hatten. Wir waren ihm gleichgesetzt. Unsere Kräfte glichen denen eines Riesen, und wir hatten eine Waffe von ihm bekommen. Ein Andenken. Diese Stäbe, die du zu recht so fürchtest, sind mit seiner Kraft geladen. Was sie berühren, gehört zu ihm, denn es wird zu Kristall. Der Stab wandelt die Materie um, er nimmt Leben…«

»Lebt ihr denn trotzdem?« unterbrach ich ihn.

»Ja, wir leben völlig normal. Nur unsere Haut ist eine andere geworden. Sie hat den gläsernen Charakter angenommen, und wir sind darauf programmiert, Diener für Gorgos zu suchen.«

»Wie Eric Wade?«

Da lachte Bellamy. »Der Staatsanwalt! Er wollte besonders schlau sein, dieser Mann.«

»Hat euch Logan Costello den Auftrag gegeben, ihn zu vernichten?«

Erstaunt schaute er mich an. »Costello? Der Herr der Unterwelt? Nein, er hat mit uns nichts zu tun.«

»Weshalb habt ihr Wade dann getötet?«

»Weil er eine Sonderaufgabe übernommen hatte, die uns gefährlich werden konnte. Er sollte feststellen, wer bei der Polizei korrupt war, und er hatte sich, aus welchen Gründen auch immer, auf uns fixiert. In der Nacht, als wir ihn erledigten, hatte er bereits sichere Spuren gefunden. Er mußte erregt gewesen sein, deshalb auch seine Fahrweise. Wir hielten ihn schon vorher unter Kontrolle und stoppten ihn dann, als er unterwegs nach Hause war, um seinen Bericht zu schreiben. Eric Wade hat keine Chance bekommen. Wir hätten ihn auch in einen Kristall-Menschen verwandeln können, doch die Zeit blieb nicht, so töteten wir ihn…«

»Und habt Logan Costello damit einen großen Gefallen erwiesen«, sagte ich.

»Das stimmt. Wir werden mit ihm allerdings noch reden, denn auch bei uns ist nichts umsonst, klar?«

Ich nickte. »Sicher, jetzt bestimmt. Eine Frage hätte ich noch. Wo kann ich den See zwischen den Steinen finden?«

»Auf Sizilien.«

»Das Land ist groß.«

»Hast du nicht gelesen, daß der Ätna wieder ausbricht? Es ist die Folge davon. Gorgos Geist lebt weiter. Er will zurückkehren, der See zwischen den Steinen wird noch eine große Rolle spielen, das kann ich dir versprechen.«

Das glaubte ich auch. Jetzt war ich um einiges schlauer geworden und hinkte dennoch nach, denn ich konnte nichts tun. Die anderen hielten die Trümpfe in den Händen. Ich hatte das Nachsehen.

Brian Bellamy nickte. »Es ist alles nicht weiter tragisch, John Sinclair. Bald wirst auch du ein Diener des großen Gorgos sein. Auf dich wartet das Bad ebenfalls.«

Das hatte ich mir gedacht. Es war schließlich die Folge ihrer gesamten Aktivitäten. Und eine Möglichkeit zur Befreiung hatte ich ebenfalls noch nicht gefunden.

Ich schaute auf Brian Bellamy. Er stand grinsend vor mir. Den Stab hielt er wie eine Waffe in der Hand.

Es war kaum vorstellbar, daß er mit diesem so harmlos aussehenden Stab so großes Unheil anrichten konnte. Zu vergleichen war er mit einem unterarmlangen Stück aus Glasfiber.

Er trat zur Seite. »Bitte, Mr. Sinclair«, erklärte er mit übertriebener Freundlichkeit. »Ich lasse Ihnen den Vortritt. Nehmen Sie ein Bad und spüren Sie die Kraft des großen Gorgos.«

Ich zögerte und schaute ihn an. Er stand links von mir und bildete praktisch zu mir einen rechten Winkel. Sein Gesicht war glatt und ausdruckslos. Gläsern schimmerten die Augen. So aus der Nähe betrachtet, fiel mir auch die dünne Haut auf, die sich über sein Gesicht spannte.

Die anderen beiden wurden unruhig. Ich hörte es am Scharren ihrer Füße. Sie wollten nicht mehr länger warten.

Wäre es nur ein Gegner gewesen, bei Gott, ich hätte in diesen Momenten alles auf eine Karte gesetzt. So aber steckte ich in einer lebensgefährlichen Klemme. Trotz meiner Waffen, an die ich nicht herankam. Und ich hatte wieder einmal erleben müssen, daß auch mein Kreuz nicht allmächtig war. Die Magie der Großen Alten stand dagegen.

»Wenn du nicht freiwillig in diese Wanne steigst, werde ich dich mit dem Stab berühren!« drohte Brian Bellamy. »Also?«

»Gut, ich gehe…«

Es waren zögernde Schritte, die mich voranbrachten. Keiner sagte etwas, aber man folgte mir und hielt die Distanz gleich, so daß sie mich notfalls immer durch eine schnelle Bewegung treffen konnten.

Noch einen Schritt, und ich hatte die Wanne erreicht. In meinem Magen lag ein Klumpen. Ein paarmal schluckte ich. Die Kehle schien zugedrückt zu sein, auf den Handflächen spürte ich den kalten Schweiß. Sollten das meine letzten Schritte gewesen sein?

Vor dem Bassin blieb ich stehen, senkte den Kopf und sah zum erstenmal, was meine Feinde mit dem See zwischen den Steinen gemeint hatten.

Im Bassin war eine beigeweiße Flüssigkeit. Sie stand nicht ruhig,

sondern befand sich in einer seltsamen Bewegung. Von unten her stiegen Blasen hoch, bildeten dünne Häute und bekamen soviel Druck, daß sie mit einem Blubbern zerplatzten. Die dicke, sirupartige Flüssigkeit schien an mehreren Fäden zu hängen, die unsichtbar innerhalb der Wanne zitterten und das Zeug nie ruhig werden ließen.

Hatte Bellamy nicht von einem Gesicht gesprochen?

Ich schaute genauer nach und glaubte, tatsächlich eine Fratze in der Wanne schimmern zu sehen. Rechts von mir, am Kopf oder Fußende. Je nachdem, aus welchem Blickwinkel man das Bassin betrachtete.

Es war ein Gesicht, das keine menschlichen Züge aufwies. Trotz der Flüssigkeit wirkte es kantig und verzerrt. Augen glaubte ich zu erkennen, den Teil einer Nase und auch die Andeutung eines Mundes.

Das war schon alles…

Sah so Gorgos aus?

»Wir warten nicht mehr länger!« sagte Brian Bellamy voller Ungeduld.

Ich konnte mir vorstellen, daß sie sauer waren. Trotz meiner miesen Lage beschäftigten sich meine Gedanken mit der Zukunft. Sollte es mir je gelingen, hier wieder herauszukommen, dann würde ich nach Sizilien fahren und diesen See zwischen den Steinen suchen.

»Sinclair!« scharf wurde mein Name gezischt.

Ich nickte. »All right«, sagte ich. »Keine Sorge, ich steige schon in das Bassin.« Kaum hatte ich die Worte gesprochen, als ich mein linkes Bein hob und den Fuß auf den Wannenrand setzte. Auch mit dem linken Arm stützte ich mich auf, während der rechte frei war. Ich beugte meinen Rücken, holte noch einmal tief Atem und starrte auf die gefährliche Flüssigkeit.

Dann stieß ich mich ab!

***

Es war kalt, kälter als draußen, denn sie befanden sich im Leichenschauhaus von Scotland Yard. Daneben lagen die großen Obduktionsräume, und die Gesichter der beiden Männer waren fast ebenso bleich und kalkig wie die der Toten, die hier untersucht wurden.

Es waren Suko und Sir James Powell, die sich über den Fall unterhielten. Aber auch über John Sinclair, denn er war verschwunden.

»Und Sie wissen nicht, wo er stecken könnte?« erkundigte sich der Superintendent.

»Nein, Sir.«

Powell verzog das Gesicht. »Immer diese verfluchten Alleingänge. Er hätte uns informieren sollen, zum Henker.«

»Er wollte die Polizisten besuchen.«

»Klar, da ist niemand zu Hause. Nur einen vernichteten hat er hinterlassen.«

»Dann wird der andere geflohen sein.«

»Wohin?« Scharf und fordernd schaute Sir James seinen Inspektor an.

Suko wußte die Antwort nicht. Auch er sorgte sich um den Freund. Wo sie auch hinfaßten, es wurde immer ein Griff ins Leere. Sie besaßen keine Spuren, keine Anhaltspunkte. Dem Geisterjäger John Sinclair konnten sie in diesen Augenblicken mit dem gesamten Polizeiapparat des Yard nicht helfen.

Dafür sprachen sie den Fall noch einmal durch. Es fiel auch der Name Eric Wade.

»Wir haben seinen Wagen mehrmals untersucht«, erklärte Sir James, »und Unterlagen gefunden.«

»Die mit dem Fall zu tun haben?«

»Ja.«

»Eine Spur zu John?«

»Das ist die Frage. Wade sollte die Bestechungen bei der Polizei aufklären, er muß dabei auf diese Monstren gestoßen sein, denn da sind einige Kapitel in seinen Aufzeichnungen, die mich haben nachdenklich werden lassen.«

»Welcher Art?«

»Nun, Wade hat selbst beobachtet, und dabei fielen ihm eben vier Polizisten auf. Sie hockten privat auch immer zusammen, und er dachte an ein Komplott.«

»Sind Sie sicher, Sir?«

Der Superintendent nickte. »So gut wie. Wir haben zwar ausschließlich handschriftliche Notizen gefunden, dennoch können wir davon ausgehen, daß Attorney Eric Wade quasi aus Zufall auf diese Wesen gestoßen ist. Er wollte die Spur weiterverfolgen. Was dabei herausgekommen ist, haben wir erlebt.«

Suko nickte. »Ja, er ist getötet und kristallisiert worden. Das muß ein schrecklicher Tod sein.«

»Der John auch bevorsteht?« Sir James war Realist.

Suko zuckte zusammen. Er suchte nach einem Strohhalm und fragte:

»Konnte man denn die Unterlagen nicht auswerten?«

Sir James gab sich zwiespältig. »Sie sind nicht vollständig. Zudem handschriftlich. Allerdings sind zwei Experten dabei. Ich hoffe, daß etwas dabei herauskommt.«

»Und wann?«

»Das wird sich zeigen. Ich jedenfalls habe ihnen Dampf gemacht.«

Suko lächelte, denn er wußte genau, was sein Vorgesetzter mit dem Dampfmachen meinte.

Die beiden Männer verließen den Raum und gingen dorthin, wo die Leiche des Staatsanwaltes untersucht wurde.

Die Ärzte waren ratlos. Man hatte noch zwei Spezialisten hinzugezogen, und auch die konnten nur die Köpfe schütteln.

»Der Mann ist regelrecht kristallisiert«, wurde Sir James und Suko gesagt. »Ich habe keine Erklärung, und mein Kollege auch nicht. Das haben wir noch nie erlebt.«

»Wie steht es mit dem Blut?«

»Ist ebenfalls zu einer festen Kristallmasse geworden und verstopft die Adern.«

Sir James warf einen Blick auf den Toten, dessen Gesicht zerstört war.

Der nackte Körper sah aus, als wäre er mit einer dünnen Glasschicht überzogen.

Jeder konnte sehen, daß sich bei Sir James Powell eine dicke Gänsehaut bildete. Auch ihn hatte dieser Anblick sehr hart getroffen.

»Dann machen Sie bitte weiter«, sagte er und gab Suko ein Zeichen. Die beiden verließen den Raum.

Eine Etage höher, aber noch immer im Keller, saßen die Männer über den Unterlagen des getöteten Staatsanwalts. Sir James hatte bereits flüchtige Blicke hineingeworfen. Der Name Logan Costello war nur ein einzigesmal als Verdachtsmoment am Anfang erschienen. Im weiteren Verlauf nicht mehr. Man konnte darauf schließen, daß der Staatsanwalt keine weiteren Spuren gefunden hatte. »Wie sieht es aus?« fragte Suko.

Einer der Spezialisten hob seinen Kopf und schob die Brille in die Stirn.

»Ich glaube, da habe ich etwas gefunden.«

»Was denn?«

»Mr. Wade hat bei seinen Beobachtungen immer wieder ein Versteck erwähnt. Es liegt in Southwark, nicht weit von den ersten Hafenkais entfernt.«

»Und was ist es?«

»Eine Lagerhalle.«

Sir James mischte sich ein. »Werden Sie konkreter, Mann. Hier geht es um Menschenleben.«

»In der Halle sollen Bücher gelagert werden.«

»Wem gehört die Halle?«

»Einem Verlag. Present Books.«

»Die Adresse?«

»Habe ich noch nicht herausgesucht.«

»Dann beeilen Sie sich, zum Henker!« brüllte Sir James plötzlich los.

Der Mann wurde ziemlich klein und auch blaß. Er gab seinem Kollegen einen Wink, der sich sofort an die Arbeit machte.

Plötzlich wurde es hektisch. Unter den Augen von Sir James und Suko wirbelten die beiden Männer, und sie fanden die Anschrift

schnell heraus.

Der Verlagsleiter wurde aus dem Bett geklingelt. Er wollte sich störrisch anstellen, geriet bei Sir James genau an die richtige Adresse und rückte schließlich mit der genauen Anschrift und Beschreibung des Weges heraus.

»Das wollte ich nur wissen«, sagte der Superintendent.

»Und jetzt, Sir?« fragte Suko.

»Großalarm. Wäre doch gelacht, wenn wir John nicht irgendwo finden würden…«

»Ja, Sir!«

***

Bei einem Menschen ist es so, daß die Konzentration bei einer Beschäftigung irgendwann einmal nachläßt. Wie die Gorgosen reagierten, wußte ich nicht, ich hoffte jedoch, daß es bei ihnen ebenso sein würde, zudem hatte ich mich in eine Haltung begeben, die eigentlich auf keinen Angriff hindeuten konnte.

Das Gegenteil trat ein.

Ich kämpfte in diesen Momenten um alles oder nichts, schaltete die Gefühle aus und wurde fast zu einem Roboter.

Mit meinem gesamten Körpergewicht wuchtete ich mich herum, stieß mich zwar dabei ab, sprang jedoch nicht in die Wanne, sondern in eine linke Drehung und hatte auch meinen Fuß hochgeschwungen, den ich vorschießen ließ und über den Arm des Gorgosen hinweg das Gesicht traf.

Es gab ein klatschendes Geräusch, gleichzeitig ein Klirren, und mein Gegner wurde zurückgeschleudert. Sogar soweit, daß er gegen die Wand krachte und erst einmal außer Gefecht gesetzt worden war.

Die anderen beiden waren den letzten Schritt nicht mit mir vorgegangen.

Ich hatte einen Sekundenbruchteil Zeit gewonnen. Als sie sich auf mich zustürzten, da stand ich schon nicht mehr am selben Fleck, fiel zusammen, rollte mich über den Boden, bot somit ein kleines Ziel und gelangte aus dem unmittelbaren Gefahrenbereich, während die Gorgosen gegen das Bassin prallten.

Ich schnellte wieder hoch, denn mein Ziel war die Tür. Die anderen hatten sie nicht verschlossen. Wenn ich sie besiegen wollte, brauchte ich Bewegungsfreiheit, die war hier im Raum nicht gegeben.

Ich riß die Tür so weit auf, daß sie mit dem Knauf wuchtig gegen die Wand krachte, wieder zurückfiel, und bevor sie noch ins Schloß schlug, war ich bereits im Gang.

Von rechts waren wir gekommen. In diese Richtung jagte ich auch, denn den Weg kannte ich. Wo der andere hinführte, wußte ich nicht, und wenn ich mich wieder mit dem Transportband in die Höhe fahren

ließ, das war egal.

Mit gewaltigen Schritten durcheilte ich den Gang. Meine Füße schlugen auf den kahlen Boden, die Echos wurden von den Wänden zurückgeworfen, und ich erreichte unangefochten den Raum, in dem das Transportband die Kurve beschrieb.

Ich sprang nicht über die Schwelle, sondern drehte mich um, weil ich sehen wollte, was meine Verfolger taten.

Es war Brian Bellamy, der den Raum verlassen hatte. Er folgte mir, war schon so nahe gekommen, daß ich sein Gesicht gut erkennen konnte.

Es bot ein schreckliches Bild.

Mein Tritt hatte es zerstört.

Da war ein Teil nach innen gedrückt worden. Kanten und Splitter stachen hervor, von der Stirn sah ich nichts mehr, die Augen waren ebenfalls verschwunden.

Aber er lebte.

Kopf und Körper bildeten die Einheit.

Nicht mehr lange, dafür wollte ich sorgen!

Der Gorgose mußte vor Haß fast vergehen. Er hielt sich nur mühsam auf den Beinen, sein Gang glich dem eines Betrunkenen. Er schwankte von einer Seite auf die andere, berührte mal rechts die Wand, dann links. Er stieß seltsame Laute aus, die ich nicht deuten konnte; seine Arme schwangen vor und zurück. In seiner rechten Faust steckte der gefährliche Stab.

Ich besaß ebenfalls einen Beutestab, aber damit konnte ich nichts anfangen. Diese Waffen reagierten nur, wenn sie sich in den Händen der Gorgosen befanden.

In meiner Hand lag der Bumerang.

Einen Feind hatte ich bereits damit erwischt, jetzt wollte ich den zweiten haben.

Die relative Enge des Ganges gereichte mir dabei zum Vorteil. Mein Gegner hatte nicht viele Chancen, der Waffe zu entgehen, wenn ich sie einmal schleuderte.

Ich warf.

Gut hatte ich gezielt. Der Bumerang fegte mit einem pfeifenden Geräusch durch die Luft, er zerschnitt sie, drehte sich, wurde fast zu einem Kreisel.

Bellamy blieb stehen.

Er ahnte die Gefahr, wollte ihr sicherlich auch entgehen, doch er war nicht schnell genug.

Die Waffe traf.

Etwas schräg angesetzt wuchtete sie auf seinen Kopf. Ich vernahm das Klirren und Splittern. Im nächsten Augenblick befand sich die Banane bereits hinter dem Gorgosen, drehte sich und wischte über den

zusammenbrechenden Körper des Gorgosen hinweg in meine auffangbereite Hand.

Als der Torso auf den Boden krachte, da vernahm ich abermals ein schepperndes Geräusch. Jetzt zersplitterte der Gorgose. Er fiel auf die Knie. Ich bekam mit, daß seine gläsernen Beine das Gewicht nicht mehr halten konnten und einfach wegbrachen.

Nummer zwei!

Ich wartete einen Moment. Noch hatte ich weitere Gegner vor mir, doch die ließen sich nicht blicken. Niemand peilte um den Türrahmen herum, die beiden blieben in ihrem Versteck.

Was sollte ich tun?

Stehenbleiben und warten? Nein, ich wollte sie haben, lief einige Schritte vor und hatte den von mir erledigten Gorgosen noch nicht erreicht, als ich blitzartig stehenblieb.

Das Verhängnis kroch aus der offenen Tür. Die beiden letzten Gorgosen mußten durchdrehen, denn sie stellten mit ihren Stäben schlimme Dinge an. Sie sorgten dafür, daß der Untergrund allmählich spröde wurde und verglaste.

So kam ich nicht an sie heran.

Ich hatte vielleicht zu lange gezögert. Jetzt war nicht der richtige Zeitpunkt, sich irgendwelche Vorwürfe zu machen. Wenn ich weiterhin wartete, erreichte mich das gläserne Grauen ebenfalls noch, und sie hatten mich da, wo sie mich haben wollten.

Zurück!

Diesmal betrat ich den Raum, wo noch immer das Transportband lief.

Keiner hatte es abgestellt, und ich legte mich diesmal freiwillig auf das Band, um mich in die Höhe transportieren zu lassen. Dabei hoffte ich, daß sie mich nicht erwischten. Auf dem Band war ich so gut wie wehrlos.

Ein wenig Angst bekam ich schon, als man mich auf den Eingang des Tunnels zuschob. Unwillkürlich preßte ich mich fest gegen das harte Gummi, zog auch den Kopf ein und ließ mich in das Loch schieben, wobei mich im nächsten Augenblick die Finsternis verschluckte.

Diesmal führte das Band in die Höhe!

Es war nicht angenehm, in dieser absoluten Finsternis auf einem Förderband zu liegen, auch wenn ich diesmal von keinen Bewachern umgeben war.

Ich hielt meinen Blick geradeaus gerichtet, um möglichst rasch den Ausgang dieses schrägen Tunnels erkennen zu können.

Schwach sah ich ihn vor mir. Ein grauer Ausschnitt, als unten offenes Viereck zu beschreiben.

In der Halle würde es mir besser gehen, davon war ich fest überzeugt.

Je näher mich das Transportband dem Ausgang zuschob, um so

größer wurde er.

Ein Lächeln zuckte über meine Lippen. Ich fühlte mich wieder wohler.

Die Gefahr lag hinter mir.

Dachte ich!

Sekunden später bemerkte ich meinen Irrtum!

Als mich das Transportband aus dem Dunkeln wieder in die Halle schob und ich bereits das Ende erkannte, da hörte ich auch das seltsame Knirschen und sah einen Augenblick später die beiden Schatten, die von zwei Seiten auf mich zuhuschten und ihre tödlichen Stäbe stoßbereit in den Fäusten hielten.

***

Großalarm!

Und das nicht nur bei Scotland Yard. Auch Spezialisten der uniformierten Polizei wurden hinzugezogen. Und diese Männer hatten Ahnung.

Sie wußten, wann es ums Ganze ging. Bei ihnen wurde keine Zeit verloren, jeder einzelne kannte seinen Plan.

Suko saß zusammen mit Sir James in dessen Dienstwagen. Der Superintendent selbst hielt die Leitung aufrecht und gab die entsprechenden Anweisungen.

Die Einsatzwagen kamen von allen Seiten. Aber sie fuhren ohne Sirenen. Wie Phantome jagten sie durch die Nacht, und sie kesselten das große Industriegelände ein.

Diesen Ring würde kaum jemand durchbrechen!

Mittelpunkt war die Halle.

Und die Beamten rückten vor.

Sie kannten Einsätze dieser Art und waren es gewohnt, jede Deckung auszunutzen, um nicht gesehen zu werden.

Sir James ließ den Dienstwagen so nahe an die Halle heranfahren, wie es möglich war, gab Suko ein Zeichen und stieg zusammen mit dem Inspektor aus.

»Wollen Sie mit, Sir?« fragte der Chinese und schaute zu der Halle hin.

»Warten Sie!«

Suko drehte sich. Die Männer huschten aus zahlreichen Richtungen herbei. Sie hielten Gewehre in den Händen. Die Läufe glänzten matt. Noch waren keine Scheinwerfer eingeschaltet worden, und der Regen legte über das Einsatzgelände einen feuchten Vorhang.

Sir James sprach in sein Walkie-talkie. Suko verstand nur Wortfetzen, hörte jedoch, wie sich der Superintendent erkundigte, ob die Halle völlig umstellt sei.

Die Antwort ließ ihn zufrieden nicken. Auf seinen nächsten Befehl

hin bereiteten sich die Männer darauf vor, die Halle zu stürmen. Sie verursachten kaum ein Geräusch, bewegten sich in einer fast gespenstisch anmutenden Lautlosigkeit weiter und nahmen auch starke Scheinwerfer mit. Den Spezialisten war es gelungen, die vier Türen der Halle so gut wie lautlos zu öffnen. Nun brauchte das Lager nur noch besetzt zu werden.

Man wartete auf das Einsatzkommando.

Sir James nahm die letzten Meldungen entgegen. Für einen Moment schien er zu wachsen, als er neben seinem Wagen stand, selbst wie eine düstere Gestalt wirkte und schließlich den Sturmbefehl gab.

Die Männer huschten in die Halle. Sie verteilten sich blitzschnell.

Andere drangen auf leisen Sohlen tiefer vor, und Suko, der Partner des Geisterjägers, gehörte mit zur Spitze.

Er wollte seinen Freund rausholen. Um jeden Preis…

***

Damit hatte ich nicht gerechnet. In Bruchteilen von Sekunden wurde mir klar, daß ich erstens in akuter Lebensgefahr schwebte und daß es zweitens noch einen anderen Weg in die Halle geben mußte, als den, den ich genommen hatte.

Dies spielte jedoch keine Rolle mehr, die anderen waren schon zu nahe, um mich noch zu verfehlen.

Trotzdem hechtete ich vom Förderband. Es war mehr eine Rolle, die mich zu Boden brachte, so daß ich sogar dem rechts von mir auftauchenden Gorgosen gegen die Beine prallte, mich festhielt und ihn kurzerhand von den Füßen riß.

Er kippte nach vorn, hatte Pech, fiel auf das laufende Band und wurde mitgeschleift.

Ich kam wieder hoch.

Noch in der Bewegung trafen mich mehrere grelle Strahlen. Die Scheinwerfer, wie aus dem Nichts erschienen, konzentrierten sich auf mich und meine nähere Umgebung. In ihrem Licht sah ich den Körper des zweiten Gorgosen. Dieser Glasmensch hatte sich in die Höhe gewuchtet, er wollte über das Band und mir entgegenspringen. Sobald er mich mit seinem verdammten Stab berührte, war es aus mit mir.

Da krachten die Schüsse.

Plötzlich schien die Halle auseinanderzufliegen. Die Kugeln der Scharfschützen pfiffen an mir vorbei, ich sah und hörte die Einschläge in den Körper des Gorgosen. Das Klirren erreichte meine Ohren, da flogen regelrechte Bruchstücke aus dem Körper und wirbelten als Splitter um meine Ohren.

Die Gestalt kam nicht mehr dazu, den Stab gegen mich einzusetzen. Die Kugeln trieben sie zurück, und auch ich ließ mich fallen, denn ich hätte leicht getroffen werden können.

Kaum hatte ich den Boden berührt, als ich den zweiten, noch existierenden Gorgosen sah. Er wollte unter dem Band herkriechen und in irgendeiner dunklen Ecke verschwinden.

Dagegen hatte ich etwas. Bevor er sein linkes Bein noch an den Körper ziehen konnte, packte ich zu, bekam den Knöchel zu fassen und hielt eisern fest.

Er kam nicht mehr weiter, warf seinen Körper herum und schlug mit der gefährlichen Waffe nach mir.

Ich drehte mich zur Seite, ließ ihn dabei los, und er nutzte die Chance.

Mit einem sicheren Sprung kam er auf die Füße und jumpte im nächsten Augenblick auf das Förderband, das ihn von mir weg in Richtung Keller transportierte.

»Nicht schießen!« brüllte ich, so laut ich konnte, denn den letzten wollte ich selbst holen.

»Feuer halten!«

Das war Suko, der da gerufen hatte. Ich freute mich, den Freund in der Nähe zu wissen.

Der Gorgose stand auf dem Förderband. Er schaute sich verzweifelt um, suchte nach einer Fluchtchance und würde sicherlich bald seinen Stab einsetzen.

Dazu wollte ich ihn nicht kommen lassen.

Mein Bumerang war wurfbereit.

Ich holte einmal nur aus, und dann schickte ich die silberne Banane zielsicher auf die Reise.

Es war gewaltig. Zahlreiche Augenpaare verfolgten sie. Sie wurde schneller und schneller, der Gorgose riß in einer verzweifelten Geste seine Arme hoch, doch er konnte das Wurfgeschoß nicht stoppen.

Der Bumerang durchtrennte ihn und schaffte auch den Kopf.

Zur selben Zeit wurde auch der Torso vom Band geschleudert, landete am Boden und zerklirrte.

Damit war der letzte Gorgose erledigt.

Ich atmete auf und sah plötzlich zwei strahlende Gesichter vor mir. Eins gehörte Suko, das andere Sir James…

***

Wir untersuchten den Keller.

Das Bassin war leer. Auch von der Verglasung war nichts mehr zu sehen. Durch die Vernichtung der Gorgosen war dieser schreckliche Zauber gebannt worden.

Als ich nach meiner Beutewaffe, dem Stab, suchte, fand ich ihn nicht.

Nur körniges Kristall. Suko erging es ebenso.

Noch in der Halle tauschten wir unsere Erfahrungen aus. Als ich über die Großen Alten sprach, wurden Suko und Sir James sehr ernst.

»Eine Spur führt nach Sizilien«, sagte ich und schaute den Superintendenten an. »Ich meine, wir sollten sie aufnehmen.«

Unser Chef hatte nichts dagegen…

ENDE des ersten Teils